

Plekos

Elektronische Zeitschrift für Rezensionen
und Berichte zur Erforschung der Spätantike

HERAUSGEGEBEN VON

KAI BRODERSEN · JOACHIM GRUBER

MARTIN HOSE · PETER VON MÖLLENDORFF

FERDINAND R. PROSTMEIER · STEFAN REBENICH

MARCUS REUTER

Jahrgang 18, 2016

Inhalt Plekos 18, 2016

Rezensionen

Alain Bouet:

Aquitanien in römischer Zeit.

Mainz: Verlag Philipp von Zabern/
Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2015.

(Joachim Gruber) [103,6 KB] 1–3

Walter Ward:

The Mirage of the Saracen.

Christians and Nomads in the Sinai Peninsula in Late Antiquity.

Oakland/CA: University of California Press 2015.

(Konstantin Klein) [135,1 KB] 4–10

Christoph Schubert:

Minucius Felix, Octavius,

übersetzt und erläutert von Christoph Schubert.

Freiburg u.a.: Herder 2014.

(Joachim Gruber) [105,9 KB] 11–13

Massimiliano Vitiello:

Theodahad. A Platonic King at the Collapse of Ostrogothic Italy.

Toronto/Buffalo/London: University of Toronto Press 2014.

(Ulrich Lambrecht) [105 KB] 15–20

Lieve Van Hoof (Hrsg.):

Libanius: A Critical Introduction.

Cambridge: Cambridge University Press 2014.

(Seraina Ruprecht) [109,5 KB] 21–24

Lieve Van Hoof/Peter Van Nuffelen (Hrsgg.):

Literature and Society in the Fourth Century AD.

Performing *Paideia*, Constructing the Present, Presenting the Self.

Leiden: Brill 2015.

(Seraina Ruprecht) [103,3 KB] 25–30

Joyce E. Salisbury:

Rome's Christian Empress.

Galla Placidia Rules at the Twilight of the Empire.

Baltimore: Johns Hopkins University Press 2015.

(Ulrich Lambrecht) [115,2 KB] 31–38

IV

- Edward J. Watts:
The Final Pagan Generation.
Oakland: University of California Press 2015.
(Ulrich Lambrecht) [102,3 KB] 39–45
- Carola Föller/Fabian Schulz (Hrsgg.):
Osten und Westen 400–600 n.Chr.
Kommunikation, Kooperation und Konflikt.
Stuttgart: Steiner 2016.
(Ulrich Lambrecht) [91,5 KB] 47–50
- Werner Eck:
Judäa – Syria Palästina.
Die Auseinandersetzung einer Provinz mit römischer Politik und Kultur.
Tübingen: Mohr Siebeck 2014.
(Konstantin Klein) [224,1 KB] 51–72
- Stéphanie Binder:
Tertullian, On Idolatry and Mishnah Avodah Zarah.
Questioning the parting of the ways between Christians and Jews.
Leiden/Boston: Brill 2012.
(Konstantin Klein) [116,2 KB] 73–83
- Dean Hammer:
Roman Political Thought. From Cicero to Augustine.
Cambridge: Cambridge University Press 2014.
(Michael Champion) [117,5 KB] 85–91
- Heike Bottler:
Pseudo-Plutarch und Stobaios. Eine synoptische Untersuchung.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014.
(Markus Dubischar) [116,4 KB] 93–97

Alain Bouet: Aquitanien in römischer Zeit. Mainz: Verlag Philipp von Zabern/Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2015. 167 S., 134 Abb. EUR 34.95. ISBN 978-3-8053-4857-7.

Diese Monographie über Aquitanien in römischer Zeit ergänzt vortrefflich die bereits bei Philipp von Zabern erschienenen Bände über das römische Gallien.¹ Einleitend werden knapp „Die Landschaft und die geographischen Grenzen Aquitaniens“ in augusteischer Zeit nach Strabons Abgrenzung besprochen. Die Darstellung selbst gliedert sich in die beiden Teile „Hohe Kaiserzeit“ und „Aquitanien in der Spätantike“. Anschließend an die ersten römisch-gallischen Handelsbeziehungen und militärischen Auseinandersetzungen werden die Eroberung Aquitaniens durch Caesar und die anschließenden Militäroperationen mit zahlreichen Quellenangaben dargestellt. Die neue Provinz *Aquitania* wurde so organisiert, daß sie mit den schon bestehenden gallischen Provinzen *Lugdunensis* und *Belgica* vergleichbar war. Die Organisation selbst wird gut dokumentiert beschrieben, die Geschichte der Provinz bis ins 3. Jh. verfolgt (S. 11–23).

Im ersten der systematischen Kapitel werden „Die Städte und Siedlungen“ besprochen (S. 24–54). Dem Beginn des aquitanischen Städtewesens, den öffentlichen Bauten und ihren Funktionen („Die multipolare Komplementärstruktur der zentralen Bauten“), dem Leben in der Stadt und den kleineren Siedlungen sind eigene Abschnitte gewidmet. Von den öffentlichen Gebäuden sind die Foren in Dax, Périgueux, Limoges und Javols teilweise untersucht, am besten das in Saint-Bertrand-de Comminges, während Funde an anderen Orten (Clermont-Ferrand, Rodez, Cahors) noch nicht abschließend bewertet werden können. Von den Heiligtümern, deren Kulte inschriftlich bezeugt sind (Beispiele S. 30), ist der sog. Vésone-Turm in Périgueux am besten erhalten, von den Theatern und Amphitheatern das in Saintes, ebendort die Thermen mit Brunnenanlage. Unter den sonstigen öffentlichen Einrichtungen ist das *macellum* in Saint-Bertrand-de Comminges hervorzuheben. Von den Stadthäusern sind die in Limoges am besten erforscht, ebenso die Stadtanlage. Der Überblick über die kleineren Siedlungen gibt eine Vorstellung von der Fülle der inzwischen bekannten Objekte, von denen auch einige öffentliche Gebäude, besonders Thermenanlagen, Theater und Amphitheater, aber auch Wohnkomplexe genauer untersucht sind; eine Karte zur geographischen Lokalisierung fehlt leider.

¹Pierre Gros: *Gallia Narbonensis. Eine römische Provinz in Südwestfrankreich*, 2008, besprochen in Plekos 13, 2011, 37–45; Alain Ferdière: *Gallia Lugdunensis. Eine römische Provinz im Herzen Frankreichs*, 2011, besprochen in Plekos 14, 2012, 87–90; Xavier Deru: *Die Römer an Maas und Mosel*, 2010, besprochen in Plekos 14, 2012, 91–93.

Das Kapitel „Die ländlichen Gebiete“ (S. 53–68) bespricht die verschiedenen Formen der Landnutzung, wobei die zu den Anbauflächen gehörenden *villae* teilweise vorrömische Bebauung, auch in der Architektur, fortsetzen. Ihre Ausstattung mit Portiken, Peristylen und Thermenanlagen wurde seit dem 2. Jh. zunehmend luxuriöser. Der Unterabschnitt „Die Kommunikationswege“ ist der bis in die Neuzeit bedeutenden Binnenschifffahrt, dem gut ausgebauten Straßennetz (mit Karte) und schließlich der Wasserversorgung (Aquädukte) gewidmet, ergänzt werden die archäologischen Zeugnisse durch literarische, wobei spätantike Texte (*Itinerarium Burdigalense*, Ausonius u.a.) auch für den Zustand der frühen und mittleren Kaiserzeit von Bedeutung sind.

Unter der etwas sperrigen Überschrift „Die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens und die Ausbeutung natürlicher Ressourcen“ (S. 69–83) werden zunächst Ackerbau und Viehzucht, die dazugehörenden Gebäude und Werkzeuge und besonders der Weinbau abgehandelt, der schon in der Antike in den Gebieten Cognac und Bordeaux berühmte Weine lieferte. Von Bedeutung waren außerdem Holzwirtschaft und Pechproduktion, Minen und Steinbrüche und die wirtschaftliche Nutzung des Küstengebiets. Ein weiteres Kapitel ist Handwerk und Handel gewidmet (S. 84–95) mit den Funden von Handwerksbetrieben und ihren Produkten.

Den Abschluß des ersten Teils bilden die beiden Kapitel über die Religion (S. 96–111) und „Die Welt der Toten“ (S. 112–124). Detailreich werden die Funde zum Kaiserkult aufgelistet; die schon von Caesar erwähnte besondere Verehrung Merkurs in Aquitanien ist auch archäologisch durch Statuen und Inschriften gut bezeugt, ebenso die von Apollo, Minerva und Mars. Der in Lectoure besonders gut bezeugte Kybele-Kult wird durch Inschriften und Abbildungen dokumentiert. Ein Überblick über die bekannten Kultstätten beschließt den informativen Abschnitt. Zahlreiche Nekropolen, einzelne Grabbauten in der Region sowie eine Fülle von Einzelfunden vermitteln einen Eindruck von Totenkult und Bestattungsriten.

Schon im ersten Teil waren zahlreiche Hinweise auf weitere Entwicklungen in der Spätantike gegeben worden. Diese Epoche wird in dem Abschnitt „Aquitanien in der Spätantike“ zusammenfassend dargestellt (S. 125–153). Kurz werden die politische Situation des 4. Jahrhunderts und die Neueinteilung der Provinz sowie Neuerungen in der Verwaltung skizziert. Die Darstellung der Veränderungen des 5. Jahrhunderts mit dem Eindringen und der Besitznahme germanischer Stämme, v.a. der Westgoten, soll durch Detailkarten unterstützt werden, die aber wenig aussagen, da die entsprechenden Erläuterungen zu kurz gehalten sind. Ein weiterer Abschnitt führt Namen und Ämter wichtiger Persönlichkeiten Aquitaniens auf, unter denen die Familie des Decimius (so die wohl richtige Namensform) Ausonius besonders hervorragt. Die städtische Entwicklung ist, wie überall im Reich, durch die Verkleinerung und Ummauerung des Stadtareals archäologisch dokumentiert (Périgueux, Dax, Saint-Lizier

u.a.). Am Beispiel von Bordeaux und anderen größeren Orten werden bauliche Veränderungen an öffentlichen und privaten Gebäuden besprochen. Das Kapitel „Der Beginn der *christiana tempora*“ verzeichnet die ersten Spuren des Christentums im 4. Jahrhundert (Sarkophage, Taufkapellen und frühe Kirchenbauten, Errichtung von Bistümern).

In Aquitanien sind zahlreiche größere Villenanlagen aus der Spätantike nachgewiesen und nicht selten hervorragend konserviert (Montmaurin, Séviac, Valentine); ihnen ist ein eigener Abschnitt gewidmet, in dem besonders die Bauentwicklung und der Dekor besprochen werden. Mit einem Ausblick auf Zeugnisse christlicher Bestattungen schließt die Darstellung. Ein „Fazit“ (S. 153) gibt eine knappe Zusammenfassung.

Der vorliegende Band vermittelt einen guten Überblick über die kulturelle Entwicklung Aquitaniens von vorrömischer Zeit bis ins 6. Jahrhundert. Die vielen, allerdings oft nur knapp aufgelisteten Einzelinformationen können mit Hilfe des reichen, aber ausschließlich französischsprachigen Literaturverzeichnisses vertieft werden.

Corrigenda: S. 19 „Das Tropaeum, ... die“, lies: „das“, *ibid.* „ein Tropaeum. ... Sie ... sie ... sie“, lies: „Es ... es ... es“; ebenso Legende Abb. 10 (*recte* S. 25). S. 24 „um das Jahr Null“: Ein Jahr Null gibt es in der historischen Zeitrechnung nicht. S. 41 unten, lies „bei der Maison ... , die“ (ähnlich S. 135); S. 70 unten statt „Constantinus erwähnt in seiner Lobrede“ lies: „En unbekannter Autor erwähnt in seiner Lobrede auf den Kaiser Konstantin“. S. 127 lies: *Litus Saxonicum*. Der Hinweis S. 135 auf Ausonius, *Gratiarum actio* 10 und 16, ist irreführend. Manche Abbildungen sind etwas klein ausgefallen (11, 13, 16, 32b). Leider fehlt ein Personen- und Stellenregister, das einen raschen Zugang zu den zahlreichen genannten Quellen ermöglichte.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

Walter Ward: *The Mirage of the Saracen. Christians and Nomads in the Sinai Peninsula in Late Antiquity*. Oakland/CA: University of California Press 2015 (The Transformation of the Classical Heritage 54). XXVII, 193 S., 3 ill., 5 Karten. \$ 65.00, £ 44.95. ISBN 978-0-520-28377-0.

Manche Bücher sind ihrer Zeit voraus, andere erscheinen genau im richtigen Moment, und wieder andere kommen heillos zu spät. Walter Wards Monographie zum spätantiken Sinai gehört zu dieser dritten Kategorie. Fünf Jahre nach dem Erscheinen von Daniel Caners ausführlich kommentierter Quellensammlung¹ lässt sich die Relevanz der vorliegenden Studie nicht leicht erklären, bietet doch die 2010 vorgelegte Auswahl bereits eine exzellente Aufarbeitung und Kommentierung des zum Sinai vorliegenden spätantiken Quellenmaterials. Ward untersucht anhand von sechs Quellen (fünf davon sind Teil von Caners Sammlung), welche Vorstellungen vornehmlich christliche Autoren von den Sinai-Nomadinnen hatten, – eine Fragestellung, die sich knapper auch in Aufsatzform hätte verfolgen lassen.² Den Quellen ist gemein, dass sie auf den ersten Blick etwas entlegener erscheinen, ihnen aber doch in den letzten Jahren eine Vielzahl von Spezialstudien gewidmet wurde. Es handelt sich dabei um das Onomastikon der griechischen Ortsnamen des Eusebios, die Erzählungen des Ammonius und diejenigen des Pseudo-Neilos, die beiden Pilgerberichte der Egeria und des sog. Piacenza-Pilgers sowie die Topographie des Kosmas Indikopleustes. Einige Inschriften und Papyri ergänzen das Bild, auch jene sind allerdings Daniel Caners Quellensammlung entnommen, der sie dort bereits kommentiert hat.

Im Vorwort (xiii–xiv) verweist Ward darauf, dass diese Monographie ihren Anfang als Seminarhausarbeit genommen habe, und dann einen kurzen Intermezzo als Dissertationsarbeit (2008) gehabt hätte, jedoch grundlegend überarbeitet worden sei. Diese letzte Aussage lässt sich jedoch kaum nachvollziehen: In ihrer Grundanlage weist die Arbeit eine Vielzahl von Schwächen auf, die man in einem Band der ehrwürdigen Reihe „The Transformation of the Classical Heritage“ zunächst nicht erwarten würde: Die Fußnoten sind durch nicht enden wollende Quellenzitate aufgebläht, die aber fast ausschließlich der Illustration dienen und so gut wie nie kritisch diskutiert werden. Auf Forschungsliteratur wird häufig nur mit Kurztitel, bestehend aus Autorennamen und Jahreszahl, verwiesen, genaue Seitenzahlen fehlen oft, was gerade bei

1 D. Caner: *History and Hagiography from the Late Antique Sinai*, Liverpool 2010 (Translated Texts for Historians 53).

2 Vgl. jetzt zu einer ähnlichen Fragestellung, allerdings mit einem leicht unterschiedlichen geographischen Fokus sowie durchaus anderen Ergebnissen: K. Klein: *Marauders, Daredevils, and Noble Savages. Perceptions of Arab Nomads in Late Antique Hagiography*. *Der Islam* 92, 2015, 13–41.

zitierten Monographien den Sinn eines solchen Verweises sehr in Frage stellt. Wird im Text eine Forschungsdebatte angedeutet (ohne dabei freilich auch nur ansatzweise die verschiedenen Positionen darzustellen), hilft die in der Fußnote gegebene alphabetische Reihung von Kurztiteln reichlich wenig. Textpassagen wiederholen sich verbatim (inklusive ihrer Belege in den Fußnoten, etwa ein Verweis auf nabatäische Inschriften im Wadi Haggag, xxii und S. 12) oder stark ähnelnd (etwa die Ausführungen, was Egeria mit *eulogiae* bezeichnet, S. 43 und 59). Ortsnamen werden in einer inkohärenten Mischung aus antiken und modernen Namen wiedergegeben (etwa Nessana vs. Shivta im Negev). Einige seltsame Fehler lassen sich finden: Arezzo liegt in Italien, nicht in Spanien (xix), die wissenschaftliche Zeitschrift der Franziskaner in Jerusalem heißt „Liber Annuus“, nicht „Liber Annus“ (xxvi), und „safaitisch“ ist eine linguistische, keinesfalls eine ethnische Bezeichnung³ (S. 13). Störend ist die große Schwammigkeit, mit der Ward durchgängig argumentiert: „unzählige Inschriften“, die auf einen Sachverhalt hindeuten, werden als bloße Phrase immer wieder im Text zur Bekräftigung von Wards Vermutungen erwähnt, ohne dass an diesen Stellen auch nur ein epigraphisches Zeugnis direkt herangezogen werden würde – „viele Forscher“ bekräftigen bestimmte Thesen (oder lehnen mit Ward Gegenthesen ab), ihre Namen erfahren wir aber in den Fußnoten nur selten.

Die Einleitung (S. 1–15) bietet neben einem Abriss der folgenden Kapitel diverse Ausführungen zur verwendeten Terminologie („nomads“ versus „Saracens“; vgl. S. 1 mit Anm. 1; ähnlich dann auch zur Verwendung des Begriffs „pagans“, vgl. S. 3 mit Anm. 4). Als Fragestellung wird festgemacht, untersuchen zu wollen, wie vornehmlich christliche Autoren über den Sinai und seine Bevölkerung berichteten. Bedenklich ist es allerdings, dies mit einer postulierten „real relationship“ (S. 3) zu kontrastieren,⁴ wenngleich Ward die politischen Beziehungen zwischen Rom und den Ghassaniden bzw. Persien und den Lachmidern allenfalls grob zu skizzieren weiß (S. 3–4). Um der Studie einen originellen Methodik zu verleihen, bemüht sich der Verfasser, die Postcolonial Studies (S. 6–12) als theoretischen Unterbau seiner Ausführungen nutzbar zu machen. Auf den folgenden Seiten der Einleitung werden deswegen Standardwerke dieser Forschungsrichtung zusammengefasst. Was hingegen nicht erfolgt, ist eine sinnvolle Erklärung, wie genau dieses Vorgehen eine Studie zum spätantiken Sinai (bei dem die Mönche kurzerhand zu den Kolonisateuren, die Nomaden zu den Kolonisierten erklärt werden) bereichern kann. Alle zu erwartenden Schlagwörter (Liminalität, Subalterne, hybride Ge-

3 Vgl. dazu jetzt A. Al-Jallad: *An Outline of the Grammar of the Safaitic Inscriptions*, Leiden/New York 2015, S. 18–21.

4 Auch Aussagen wie „Through Ammonius’s *Relatio*, we are able to see how the inhabitants of the Sinai thought about themselves, the nomadic populations, and the geography of the Sinai“ (xvii) kann man schwer so stehen lassen.

sellschaften etc.) finden Verwendung; dies alles scheint dabei aber vielmehr zu einer notwendigen Pflichtübung zu geraten, ohne dass dies in den folgenden Kapiteln des Buches sinnvoll ausgeführt oder angewandt würde.

Das erste Kapitel untersucht die Beziehungen zwischen Nomaden und Sesshaften und gibt dabei in starker Verknappung die großen Forschungsdebatten der Limes-Forschung sowie die Thesen jüngerer Beiträge wieder. Klare Aussagen zum Verhältnis zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen/Lebensweisen kann auch Ward nicht machen. Die Forschungsinterpretationen bewegen sich seit einem Vierteljahrhundert zwischen den Polen „gegenseitige Abhängigkeit/friedliches Zusammenleben“ sowie „unerbitterliche Feindschaft/gewaltvolle Übergriffe“. Ward tendiert zur (auch von der Mehrheit der Forscher angenommenen) friedlichen Koexistenz, ohne dafür neue Belege liefern zu können. Ähnlich verhält es sich bei Wards etymologischer Spurensuche zum Begriff „Sarazenen“ – alle bekannten Vermutungen werden rekapituliert, und – vernünftigerweise – will sich Ward auf keine so recht festlegen, so dass er vielmehr konstatiert, dass aufgrund des nebulösen Ursprungs des Namens bereits in der Spätantike konkurrierende, christliche Volksetymologien aufkamen (etwa die Bezeichnung der nomadischen Araber als alttestamentarische Nachfahren der Sarah – im Gegensatz zu den Kindern der Magd Hagar, die zu den Hagarenen wurden; S. 25–27). Generell bleibt als eine Erkenntnis des ersten Kapitels, dass das Bild, das uns die Schriftquellen zu den Sarazenen liefern, ein literarisch überformtes, bisweilen ins Groteske gezogenes ist, welches mit dem vorbildlichen Lebenswandel und der moralischen Integrität der Sinai-Mönche kontrastiert wird. Das ist nun wahrlich keine neue Erkenntnis, aber dennoch eine überaus wichtige, deren Wiederholung nicht schaden kann. Gleichzeitig widersteht Ward aber nicht immer der Versuchung, diesen Textquellen dann doch Glauben zu schenken, wenn das seiner Argumentation opportun ist, etwa in diesem ersten Kapitel bei Hieronymus' Schilderung der Konversion von Elusa im Negev durch den heiligen Hilarion.⁵ Weiterhin ist bedauerlich, dass zwar spätere byzantinische Quellen Erwähnung finden, nicht aber die reiche arabisch-muslimische Tradition herangezogen wird.

Mit der schrittweisen Erschließung des Sinais für christliche Pilger beschäftigt sich Ward im zweiten und dritten Kapitel. Nachdem im vorherigen Kapitel der Versuch unternommen wurde, eine Skizze der sarazenischen Lebenswelten zu entwerfen, bleibt aber zur monastischen Präsenz am heiligen Berg einiges im Vagen. Dies ist verblüffend, liegt doch nicht nur eine Vielzahl von modernen Studien zum Mönchtum dieser Region vor (die Ward auch kennt und auflistet), sondern auch von Textquellen, aus denen man den

5 Vgl. zu dieser Episode: K. Klein: How to Get Rid of Venus. Some Remarks on Jerome's *Vita Hilarionis* and the Conversion of Elusa in the Negev. In: A. Papaconstantinou/N. McLynn/D. Schwartz (Hrsgg.): *Conversion in Late Antiquity. Christianity, Islam, and Beyond*. Farnham 2015, S. 241–266.

Ablauf des täglichen Lebens, liturgische Praktiken und historische Ereignisse hätte rekonstruieren können. Stattdessen kann man sich des Eindrucks kaum verwehren, dass Ward der Gefahr, vor der er bei den literarischen Quellen zu den Nomaden gewarnt hatte, selbst erliegt: Die Mönche erscheinen als eine gesichtslose Masse, die im Zuge einer kolonialistischen Raumaneignung, die ganz offensichtlich negativ gedeutet wird, den Sinai mit einer christlichen Bedeutungsaufladung überzog, die das alleinige Ziel verfolgte, möglichst viele biblische Ereignisse im real existierenden Raum zu verankern. Dass dadurch keineswegs nur Nachteile für die von Ward angenommene nomadische Urbevölkerung entstanden, wird nicht diskutiert. Die Belege, dass frühere Quellen (Eusebios und Egeria) mit ihrer Wortwahl suggerieren wollten, dass das Land den Sarazenen gehöre, sind fragwürdig (vgl. etwa Euseb. Onom. 166,17: *παρακειμένη τοῖς ἐπὶ τῆς ἐρήμου Σαρακηνοῖς* oder Itin. Eg. 3,8: *et fines Saracenorum infinitos ita subter nos inde videbamus*) – im Falle der Pilgerin Egeria müsste man sich generell fragen, ob ihre häufig stereotype, naiv verwunderte und nicht selten nachgerade beliebige Wahl von Adjektiven und Attributen zur Beschreibung von Orten überhaupt eine tiefere Aussage ablesbar machen kann.⁶ Auch das ungewöhnliche Verhältnis von Quellenzitaten und -paraphrasen mit den sich anschließenden Überlegungen ist in diesen Kapiteln auffällig. Egerias Beschreibung des Sinai wird textnah auf fünf Seiten (S. 81–86) zitiert, daran schließt sich genau ein Absatz mit eigenen Überlegungen von Ward an (S. 86 unten bis S. 87 oben).

Mit den Folgen der monastischen Raumaneignung im Sinai thematisch und quellentechnisch mit den Märtyrerberichten beschäftigt sich das vierte Kapitel der Studie. Erneut werden seitenweise ohne nennenswerte Interpretation die Texte paraphrasiert (S. 102–108), in den Fußnoten wird der paraphrasierte Text im griechischen Original fast ungekürzt wiedergegeben, so dass man besser beraten wäre, gleich die Edition oder Caners Übersetzung der Texte zu lesen. Inhaltlich nimmt Ward hier eine ausschließlich auf Hypothesen bestehende Verdrehung vor: Die in den Quellen beschriebenen (und, wie oft festgestellt wurde, möglicherweise stark übertriebenen) Gewalttaten von Sarazenen gegen Mönche geraten bei ihm zu verzweifelten Widerstandsaktionen der Nomaden gegen die monastische Bevölkerung, die jene zuvor gewaltsam vertrieben hätten. Als historische Vergleichsbeispiele wird unter anderem der Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern durch die ersten Siedlergenerationen bedient. Für einen monastischen Genozid an der nomadischen Urbevölkerung des Sinai, wie ihn Ward hier postuliert, findet sich aber einerseits kein Beleg in den Quellen (Ward trägt hier vielmehr die Vorwürfe, die die Mönche

6 Vgl. dazu meine einleitenden Ausführungen in K. Klein: Vertraute Fremdheit – erlesene Landschaft. Arbeit an Präsenz im Reisebericht der Egeria. In: H. Baumann/M. Rossdal (Hgg.): Reise und Heimkehr als kulturanthropologische Phänomene. Marburg a.d. Lahn 2010, S. 159–174.

gegen die Nomaden erhoben, an die monastischen Kolonisten selbst heran). Andererseits liest sich solch eine unvorsichtige Begriffsverwendung eines „Vielleicht-Völkermords“ genau zum hundertsten Jahrestag des Genozids an den Armeniern und unter den Eindrücken momentan sich im Gange befindlicher ethnisch und religiös gerichteter Vertreibungs-, Hinrichtungs- und Versklavungsaktionen an Jesiden und Christen sehr verstörend. Jenseits von Wards abstruser These findet sich sonst wenig in diesem vierten Kapitel. Das vierte Makkabäerbuch wird für die Darstellung von Martyrien als grundlegend dargestellt und ausführlich diskutiert – andere zeitlich nähere und örtlich relevantere Texte hingegen werden nicht erwähnt. Wards These hätte Grund gewinnen können, wenn er nomadische Gewalt in Unterägypten (wo freilich die Zahlen von sesshaften Mönchen deutlich größere waren) mit seinen sinaitischen Fällen verglichen hätte, gerade dies vermisst man aber.

Gegen die Hauptthese des vierten Kapitels einer gewaltvollen Vertreibung der Nomaden durch die Mönche spricht freilich auch die in den Quellen von der Spätantike bis zur heutigen Zeit erwähnte symbiotische Beziehung zwischen (wenn man vorsichtig formulieren will: einigen) Mönchen und (einigen) Nomaden. Gerade das im fünften Kapitel diskutierte Sinai-Kloster weist eine reiche Tradition guter Verbindungen zu den umwohnenden Nomaden auf, auch wenn es in der Geschichte bisweilen zu Belagerungen (etwa im späten sechsten Jahrhundert) gekommen war. Ward wurde im vorhergehenden Kapitel nicht müde zu betonen, dass die von den Nomaden ausgehende Gefahr primär eine imaginierte sei (alternativ: eine imaginierte Gefahr, die durch die Arbeit im Text als eine reale wahrgenommen wurde). Die hohen Mauern des befestigten Katharinenklosters lassen sich aber nur schwer anders erklären, als dass sie tatsächlich eine fortifikatorische Bedeutung hatten, die wohl doch auf eine tatsächliche Bedrohung zurückgehen muss. Zu den byzantinischen Befestigungsanlagen wird generell viel Forschung zitiert (v.a. S. 113), ein eigener Standpunkt Wards bleibt aber unerwähnt. Ähnlich verhält es sich mit der im letzten Kapitel behandelten muslimischen Eroberung des Sinais: Hier kann man Ward nur zustimmen, dass viele der bei ihm eingangs diskutierten Stereotypen der Sinainomaden (aber keineswegs nur dieser!) nun auf die islamischen Eroberer übertragen wurden (S. 110). Letztlich ist aber dies auch keine neue Erkenntnis, auch hätte man dies deutlich quellennäher gerade unter Einbeziehung der frühen islamischen Geschichtsschreibung, die wiederum mit neuen Etymologien gegenzusteuern versuchte, klarer herausarbeiten können.

Möchte man dem Buch von Walter Ward, der am Ende unvorsichtig behauptet, einen lehrreichen Ansatz für den christlich-muslimischen Dialog der Gegenwart vorgelegt zu haben (S. 137), positive Seiten abgewinnen, so könnte man hervorheben, dass er das Quellenmaterial, das in den Einleitungstexten und in der mit Fußnoten kommentierten Übersetzung von Daniel Caner bereits vorgelegt wurde, in monographische Fließtextform umgewandelt, d.h.

lesbarer gemacht habe. Die eigenständige Leistung beschränkt sich allerdings vielmehr auf eine Vielzahl von nicht belegbarer Hypothesen, so dass letztlich der Weg an der bewährten Quellensammlung nicht vorbeiführen darf, wenn man sich ernsthaft mit dem spätantiken Sinai beschäftigen möchte. Wards stete Hinweise auf die fiktive Gestalt der diskutierten Texte ist wichtig: Nicht alles, vielleicht auch nur wenig, was in den Texten steht, sollte man für bare Münze nehmen. Dies gilt aber gleichsam auch für die Gedankenspiele bei Ward. Seine von den Mönchen bekämpften, vertriebenen und kolonisierten Nomaden erscheinen als eine Fata Morgana in der Wüste und bleiben eine „Mirage of the Saracen“ in sicherer Entfernung fernab von einer tatsächlich quellenbasierten Auseinandersetzung mit dem Material, während die sie umgebenden Hypothesen auf Wüstensand gebaut sind.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Minucius Felix, Octavius, übersetzt und erläutert von Christoph Schubert. Freiburg u.a.: Herder 2014 (Kommentar zu frühchristlichen Apologeten 12). XIV, 766 S. EUR 140.00. ISBN 978-3-451-29049-7.

Die Einleitung behandelt zunächst die Textüberlieferung, antike Zeugnisse über den Autor (die nur aus Informationen aus dem Dialog selbst erschlossen sind) und seine Beziehung zu Nordafrika, die Charaktere der Dialogpersonen und Ostia als „Bekehrungsort“. Die in unzähligen Publikationen diskutierte Frage der Datierung sieht Schubert zugunsten der Priorität Tertullians entschieden (S. 22; exemplifiziert z.B. S. 179, S. 354 Anm. 147). Nach Inhaltsangabe und Beobachtungen zum kompositorischen Aufbau der einzelnen Abschnitte werden die zahlreichen Themenfelder der Schrift kurz angesprochen, in denen die Auseinandersetzung mit der paganen Umwelt und die Abgrenzung von ihr eindeutig gegenüber der Darstellung christlicher Glaubensinhalte wie der Christologie dominiert. „Gattung, Form und Ziel der Schrift“ ist ein weiterer Abschnitt überschrieben. Die Beziehungen zu den Dialogen Ciceros, aber auch die Unterschiede zu ihnen werden deutlich herausgearbeitet (und im Kommentar an zahlreichen Stellen dokumentiert), das Ziel der Schrift als „Heidenmission durch missionarische Rede“ (S. 50) bestimmt, daneben aber auch als Zielgruppe ein christliches Publikum erwogen (S. 54)¹. Die im Kommentar im einzelnen nachgewiesenen Quellen werden vorweg im 6. Abschnitt der Einleitung zusammenfassend dargestellt (S. 63–74). Mit den Kapiteln „Sprache und Stil“ (die „Option für den Klassizismus“ wird als „bewußte missionarische Entscheidung“ gewertet, S. 74) „Rezeption“ (bis zum „Versiegen der Rezeptionszeugnisse“ in der Spätantike) und „Zur Forschung“ schließt die Einleitung.

Der Kommentar selbst steht unter der Überschrift „Übersetzung und Erklärung“. Unter Verzicht auf kleinteilige Lemmatisierung wird abschnittsweise zunächst die in Rede stehende Textpassage nach Form und Inhalt charakterisiert. Textgrundlage ist die Teubneriana von Bernhard Kytzler (1992), von der aber an insgesamt 52 Stellen abgewichen wird (aufgelistet S. 8–10). Es folgt, in serifenloser Schrift abgehoben, die Übersetzung; sie ist textnah und flüssig und verzichtet auf ein latinisierendes Deutsch. Dabei ist der Text in einzelne mehr oder weniger große, durch Überschriften hervorgehobene Abschnitte unterteilt. Jedem Abschnitt geht eine zusammenfassende Inhaltsübersicht voraus; Einzelprobleme der Übersetzung werden im Kommentar diskutiert. An die Übersetzungsabschnitte schließen sich in satzweiser Gliederung die detailreichen und überaus ausführlichen, im Schnitt

1 Auch die ausführlich kommentierte Freundschaftsthematik der Einleitung wird als „Hinweis auf die Missionierungsstrategie des Minucius“ (S. 100) verstanden.

elf bis zwölf Seiten umfassenden paraphrasierenden Erklärungen an.² In ihnen wird stets auf den lateinischen Wortlaut der Passage zurückgegriffen. Durch die Einbettung in die kommentierende Paraphrase erschließt sich der kontextuelle Zusammenhang der angeführten einzelnen Wörter (bei Schubert stets: „Worte“) oder Wendungen – außer hilfsweise aus der Übersetzung – voll und ganz aber erst durch den Blick in die Teubneriana. Auch die Besprechung textkritischer Probleme würde durch einen beigegebenen Text mit kritischem Apparat erleichtert; nicht umsonst wird wiederholt auf die Apparate von Kytzler, Pellegrino, Waltzing u.a. verwiesen. So macht sich für den Benutzer das Fehlen des zusammenhängenden oder, entsprechend der Übersetzung, aufgeteilten lateinischen Textes schmerzlich bemerkbar. Was bei der Kommentierung umfänglicherer Texte aus praktischen oder ökonomischen Gründen oft unvermeidbar oder üblich ist, wird hier zu einem Handicap für den Leser; die 37 Seiten der Teubneriana hätte das *Opus maximum* umfänglich wohl noch verkraftet.³ Beim Rückgriff auf Vorbilder und Quellen wird auch immer wieder deren Kontext ausführlich besprochen (z.B. S. 340 zu Lucan).

Die Diskussion einzelner Formulierungen und die Auseinandersetzung mit früheren Kommentatoren erfolgt, soweit die paraphrasierende Erklärung nicht schon darauf einging, ergänzend auf der Ebene zusätzlicher Fußnoten.⁴ Dort werden weitere Vorbilder, „Quellen“ und Parallelen in wohlüberlegter Auswahl genannt⁵, abweichende Interpretationen der zahlreichen früheren Kommentare (aufgelistet S. 712–713) und Erklärungsschriften erörtert und einzelne sprachliche und stilistische Beobachtungen vertieft. Die herangezogenen Vergleichsstellen werden in der Regel lateinisch oder in Übersetzung⁶ ausgeschrieben, was dem Benutzer sehr entgegenkommt. Über zentrale Begriffe wird umfassend informiert (z.B. S. 101 zu *superstitio*; S. 138f. zu *secta*); die

- 2 Dabei sei nicht verschwiegen, daß diese Form des Kommentierens, im Gegensatz zu einem Lemmata-Kommentar, zu teilweise überaus abundanten Ausführungen verleitet. Bei umfänglicheren Texten – man denke an Platons *Politeia* oder Augustins Gottesstaat – dürfte diese Form der Kommentierung rasch an ihre Grenzen stoßen.
- 3 Eine auch typographisch ansprechende Lösung bietet z.B. der Kommentar von Peter Riedlberger: *Philologischer, historischer und liturgischer Kommentar zum 8. Buch der Johannis des Goripp nebst kritischer Edition und Übersetzung*, Groningen 2010.
- 4 Schubert beschränkt sich vernünftigerweise auf die relevanten Beiträge aus der Masse der Forschungsliteratur; vgl. exemplarisch die Bemerkung S. 276 Anm. 3: „Die vollständige Diskussion aller Beiträge, die sich teils in Skurrilitäten ergehen, würde den Rahmen sprengen.“
- 5 Die Zitierweise des ThL ist trotz der Bemerkung S. 711 nicht korrekt eingehalten.
- 6 Platons *Phaidon* S. 285; in den weiteren Erläuterungen wird dann auf den griechischen Text zurückgegriffen.

Erläuterungen zu Personen und Realien sind in Hinblick auf die zu besprechenden Stellen meist erschöpfend (z.B. S. 107ff. Ostia, Serapis; S. 277ff. *pistor/pistrinum*; S. 363ff. zum Philosophenkatalog), teilweise aber auf verschiedene Textstellen verteilt (z.B. S. 180ff. und S. 409ff. in den Anmerkungen); mitunter wird nur auf ältere Handbuchartikel verwiesen (z.B. S. 273 Anm. 188 zu Pythagoras). Die Anordnung der Kommentierung auf zwei Ebenen erschließt einerseits den Text in besonderer Intensität, andererseits wird wohl kein relevanter Diskussionspunkt übergangen, der von der früheren Forschung vorgebracht wurde.

Der wissenschaftliche Diskurs wird sachlich-rational, ohne verletzende Polemik, geführt,⁷ die Darstellung ist klar und weitgehend schnörkellos (aber S. 65 „verunmöglicht“), die sog. neue Rechtschreibung wird erfreulicherweise ignoriert.

Die stupende Fülle des Materials wird durch eine Reihe von Indices erschlossen – auch das keine Selbstverständlichkeit. Das „Wortregister“ bietet ausschließlich lateinische Wörter, leider nur „in Auswahl“.⁸ Das „Stellenregister“, ebenfalls nur „in Auswahl“, ist nach Textsorten getrennt: AT, NT, Apokryphe Schriften (2 Stellen), Jüdische Literatur (Josephus, Oracula Sibyllina, Philo), Altchristliche Literatur, Pagane Literatur; dazu kommt ein „Sach- und Namensregister“.

Mit diesem Kommentar hat Christoph Schubert ein philologisches Arbeitsinstrument geschaffen, das nicht nur für Minucius Felix, sondern für die Beschäftigung mit der frühchristlichen lateinischen Literatur in Zukunft unverzichtbar sein wird. Dafür sei ihm und für den makellosen Druck dem Verlag gedankt.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

7 Diese Selbstverständlichkeit muß neuerdings leider betont werden angesichts unerfreulicher Gegenbeispiele; vgl. [Plekos 15,2013,91–95](#), [Plekos 15,2013,7–22](#) und [Plekos 17,2015,113–122](#).

8 Dabei ist das Prinzip der offensichtlich eng begrenzten Auswahl besonders zu bedauern; wichtige Beobachtungen wie z.B. zu *piaculum* und *lucifugax* (S. 215), zu *intererrare* (S. 243), zu *physiologia* (S. 381) und viele andere können nicht gezielt aufgesucht werden.

Massimiliano Vitiello: *Theodahad. A Platonic King at the Collapse of Ostrogothic Italy*. Toronto/Buffalo/London: University of Toronto Press 2014. XVII, 333 S. \$ 75.00. ISBN 978-1-4426-4783-1.

Es erscheint als ein gewagtes Unterfangen, einem Mann, über den kaum etwas bekannt ist, eine Biographie von insgesamt rund dreihundert Seiten zu widmen. Genau das tut Massimiliano Vitiello, indem er Theodahad, den von 534 bis 536 amtierenden letzten ostgotischen König aus der Amaler-Dynastie, zum Untersuchungsgegenstand eines ganzen Buches macht, mit dem er an eigene frühere Forschungen anknüpft.¹ In den Mittelpunkt seiner Studie stellt er dabei das Bemühen um plausible Rekonstruktionen zum Leben dieses Neffen Theoderichs des Großen, insbesondere zu dessen kurzer Königszeit, anhand des überlieferten Quellenmaterials. Dieses besteht in der Hauptsache aus Angaben Prokops von Caesarea in den ersten Kapiteln der Darstellung dieses Geschichtsschreibers über die Gotenkriege und Cassiodors aus ganz anderer Sicht getroffenen Aussagen in einer Reihe der in den *Variae* gesammelten Briefe, die keineswegs immer bestimmten historischen Situationen präzise zugeordnet werden können. Wirklich sichere Nachrichten lassen sich auf diese Weise nur wenige gewinnen, für manches ist innerhalb eines offenen Interpretationshorizonts ein wahrscheinlicher Rahmen zu bestimmen, vieles bleibt aber auch Spekulation.² Auf diese Weise sucht Vitiello quellennah einzelne Mosaiksteine zu einem notwendigerweise unvollständig bleibenden Bild zu gruppieren. Dabei fügt er aus der zu guten Teilen vergleichenden Betrachtung des von Prokop und von Cassiodor gebotenen Materials unter Heranziehung weiterer Quellen teilweise recht dezidierte Deutungen in sein Theodahad-Bild ein, um ein in sich stimmiges Ergebnis präsentieren zu können.

Der erste Teil des Buches besteht aus zwei Kapiteln, die Theodahads Vita in der Zeit vor dessen Königsherrschaft skizzieren, soweit dies überhaupt möglich ist, und sich damit den – wohl etwa fünfzig – ersten Lebensjahren des nachmaligen Gotenherrschers widmen, über die so gut wie nichts bekannt ist. Vitiello sucht das Beste daraus zu machen und setzt die dürftigen Nachrichten zu Theodahad aus der Zeit vor 534 in Bezug zur Lebenswelt der Ostgoten in Italien während der Regierungszeit Theoderichs und der schwierigen Jahre nach dessen Tod 526.

1 Vgl. neben einer Reihe von Aufsätzen vor allem Massimiliano Vitiello, *Il principe, il filosofo, il guerriero. Lineamenti di pensiero politico nell'Italia ostrogota*, Stuttgart 2006 (Hermes-Einzelschriften 97); dazu die Rezension von Joachim Gruber, *Plekos* 11, 2009, 79–83.

2 Vgl. die ins Grundsätzliche erweiterbaren methodischen Bemerkungen bei Vitiello S. 95.

Zunächst geht es um die Eigenheiten des Menschen Theodahad, für die sich Vitiello an der von Prokop zitierten Selbstdarstellung des Königs in einem Brief an Kaiser Justinian³ entlangarbeitet. Mit diesem Schreiben stellt Theodahad nach Prokop zu bestimmten Bedingungen, die ihm ein sorgenfreies Leben ermöglichen sollen, seinen Rücktritt von der Königsherrschaft in Aussicht. Deutlich wird daran das Bild eines in praktischen Dingen und vor allem in der Kriegsführung völlig unerfahrenen Königs, der sich hauptsächlich für platonische Philosophie interessiert. Bemerkenswerterweise befähigt ihn diese Neigung, anders als die Kaiser Marc Aurel oder Julian, nicht zum idealen Staatenlenker, im Gegenteil, sie macht ihn zum ängstlichen Zauderer, der den in kritischer Zeit erforderlichen Führungsaufgaben eines Königs überhaupt nicht gewachsen ist. Dies scheint unter anderem auf eine den angeblichen philosophischen Neigungen widersprechende selbstsüchtige Ichbezogenheit Theodahads zurückzugehen, die sich in Expansionsbestrebungen zur Arrondierung seines privaten etrusischen Landbesitzes auf Kosten anderer Bahn bricht. Wichtig erscheint außerdem, die geistigen Interessen Theodahads in die Frage nach der Ausrichtung der Erziehung des ostgotischen Nachwuchses einzuordnen: So nimmt Amalasuinthas Sohn Athalarich als ein Opfer unterschiedlicher Erziehungsvorstellungen, hin und her gerissen zwischen römisch und gotisch ausgerichteter Unterweisung, ein frühes Ende. Dieses Unglück führt zur Herrschaftsbeteiligung Theodahads, an dessen persönlicher Entwicklung deutlich zu werden scheint, daß der Romanisierungsprozeß bei der ostgotischen Elite bereits eine Generation vor Athalarich eingesetzt hat; dafür ist ja auch Amalasuinthas selbst ein ansprechendes Beispiel; die Weichen hierfür hat bereits Theoderich selbst gestellt.⁴ An den hier um die Interessen und den Charakter Theodahads sich erhebenden Fragen könnte man ebenso die Auswirkungen der Romanisierung bei den Ostgoten vergleichend thematisieren wie auch Prokops für das Ende des Königs bezeichnendes Theodahad-Bild dem anderer ostgotischer und römischer Akteure in der Zeichnung des Geschichtsschreibers gegenüberstellen. Damit wären möglicherweise Anhaltspunkte zu gewinnen, inwieweit man der Charakterisierung Theodahads durch Prokop überhaupt trauen darf; in dieser Hinsicht scheint eine wünschenswert skeptische Haltung bei Vitiello wenig eigenes Profil zu gewinnen (vgl. S. 47f.). Die Darlegungen in den Quellen durch Würdigung diskursiver Elemente statt allein der Faktizität in ihrer Aussagekraft womöglich zu relativieren ist allerdings nicht Vitiellos Absicht; ihm geht es bei der Auswertung – hier wie anderswo – vielmehr um ein im Grunde aus der Passage bei Prokop heraus getroffenes und gegebenenfalls durch Beobachtungen zur Parallelüberlieferung erhärtetes Urteil über deren historische Zuverlässig-

3 Vgl. Prokop. Goth. 1,6,15–20.

4 Vgl. schon Wilhelm Ensslin, Theoderich der Große, 2. Aufl. München 1959, S. 263f.

keit. So kommt Vitiello zu dem wenig überraschenden und dennoch nicht sicher belegbaren Ergebnis, hinter Prokops fiktivem Theodahad-Brief liege „a consistent part of truth about the king’s personality“ (S. 40).

Eine wünschenswerte Abrundung erfahren diese Ergebnisse im zweiten Kapitel, das Theodahad als Mitglied der Amaler-Dynastie vorstellt und Gesichtspunkte vertieft, die im ersten Kapitel bereits angesprochen wurden. Dazu gehören das Changieren der ostgotischen Elite zwischen gotischer und römischer Kultur und die Frage nach den Chancen Theodahads auf die Nachfolge Theoderichs, die von Vitiello gestellt und unter Hinweis auf die zunächst durch Eutharich und Athalarich sichergestellte Sukzession negativ beantwortet wird.

Den größeren Teil der Untersuchung nimmt die Person Theodahads als König ein. Dieser Stoff ist auf drei Kapitel aufgeteilt, die Theodahad zunächst als Mitregenten an der Seite seiner Kusine Amalasuintha, dann als Alleinherrscher betrachten und schließlich das Ende des Königs behandeln. In diesen Kapiteln tritt Cassiodor als wichtigster Quellenautor hervor, und Prokop rückt etwas in den Hintergrund. Von der prekären Lage Amalasuinthas nach dem Tode ihres Sohnes Athalarich ausgehend, vergleicht Vitiello die für die Tochter Theoderichs unumgängliche Mitregentschaft durch einen Mann aus derselben Dynastie, wofür allein Theodahad in Frage kam, mit der durch das Kaiserpaar Justinian und Theodora angeblich in Form eines „Doppelprinzipats“ praktizierten gemeinsamen Regentschaft.⁵ Vitiello entwickelt den zum Scheitern verurteilten Weg in das „doppelte Königtum“⁶ Amalasuinthas und Theodahads bis zu der Frage nach der – eingehend diskutierten, aber nicht eindeutig zu beantwortenden – Anerkennung durch Kaiser Justinian. Auch in diesem Kapitel spielen Theodahads philosophische Neigungen eine besondere Rolle: zum Zweck der Vertrauensbildung gegenüber dem römischen Senat allgemein und gegenüber den Aniciern, speziell der Familie des Boëthius, im besonderen. Damit rückt dieser König deutlich von der politischen Richtung ab, die einst sein Onkel verfolgt hat.

Das umfangreichste Kapitel ist Theodahads Alleinherrschaft gewidmet. Die Fortsetzung und Intensivierung teilweise bereits zuvor behandelte

5 Vitiello S. 63 beruft sich für diese Einschätzung auf Berthold Rubin, *Das Zeitalter Iustinians*, Bd. 2, aus dem Nachlaß hrsg. v. Carmelo Capizzi, Berlin/New York 1995, S. 81. Wie weit die Forschung dieses eher in die Mitte als in das Ende des 20. Jahrhunderts einzuordnende Urteil inzwischen hinter sich gelassen hat, zeigen beispielsweise Hartmut Leppin, *Kaiserliche Kohabitation. Von der Normalität Theodoras*, in: Christiane Kunst und Ulrike Riemer (Hrsg.), *Grenzen der Macht. Zur Rolle der römischen Kaiserfrauen*, Stuttgart 2000 (Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge 3), S. 75–85, sowie ders., *Justinian. Das christliche Experiment*, Stuttgart 2011, S. 288–291.

6 Begriff wiederum nach Rubin (Anm. 5) S. 81; vgl. Vitiello S. 223 Anm. 25.

Themen schafft Anknüpfungspunkte an den vorausgehenden Abschnitt. Dazu gehört, wie sich Theodahad seiner Kusine entledigt und auf diese Weise den hochkonservativen, römischen Einflüssen reserviert gegenüberstehenden gotischen Kreisen in die Hände spielt, einer Gruppierung, der er nach Ausweis seiner Selbstdarstellung eigentlich nicht nahesteht. Angesichts der Notwendigkeit, bei der Interpretation gerade von Personencharakterisierungen in den *Anekdoten* – wie im übrigen auch in der Kriegsgeschichte – Prokops insbesondere literarische Gesichtspunkte zu berücksichtigen, wirkt vor allem Vitiello Plädoyer für die Verwicklung der Kaiserin Theodora in die Ermordung Amalasuinthas aus Eifersucht vor einer Konkurrentin, die an ihrer Übersiedlung nach Konstantinopel arbeite, nur wenig überzeugend.⁷ Naturgemäß nehmen anhand von Briefen aus den *Variae* Cassiodors und auch anhand anderer Quellen Ausführungen über die Gesandtschaften aus Konstantinopel nach Italien und in umgekehrter Richtung, die von ihnen vorgetragene Anliegen und die dabei nicht immer eindeutig bestimmbare Chronologie einen großen Teil dieses Kapitels ein. Dies hält Vitiello aber nicht immer davon ab, zu Inhalten und zeitlichem Ansatz recht dezidierte Ansichten zu vertreten, zu deren Vertiefung und Erhärtung weitere Ausführungen zu Cassiodor dienen, die in Form dreier Appendices beigelegt sind.

Insgesamt steht in diesem Kapitel weniger der Beginn des oströmischen Feldzuges gegen die Ostgoten als das Verhalten Theodahads im Mittelpunkt, seine prekäre Position gegenüber den Goten, gegenüber dem Kaiser, aber auch gegenüber den Römern, vor allem dem Senat: Nicht nur von römischer Seite wurde ihm angesichts des drohenden Krieges tiefes Mißtrauen entgegengebracht. Theodahads Aufenthalt in Rom wird thematisiert, sein Verhältnis zur römischen Kirche und der Weg in die persönliche Katastrophe: wirtschaftliche Probleme in Italien, der Vormarsch Belisars von Sizilien über Rhegium Richtung Neapel und Rom, die Desertion von Theodahads Schwiegersohn Ebremud und das Unvermögen des Königs, wirksame Bündnisse mit den germanischen Nachbarn zu schmieden. Dies läßt Vitiello den Schluß ziehen: „this king had shown nothing in common with his ancestors, least of all his uncle ... ; nor was he like his successors, like Witiges, who in spite of his modest origins gained the army's respect because of his martial skill“ (S. 154).

Das letzte Kapitel bietet die Folgen dieser Entwicklungen, für die größtenteils Theodahads sprunghafter, nach römischem Verständnis effeminiertes Charakter verantwortlich gemacht wird. Die gotischen Notabeln ersetzen Theodahad durch den aus bescheidenen Verhältnissen stammenden, aber bewährten Heerführer Vitigis, Theodahad flieht von Rom nach Ravenna

⁷ Vgl. Prokop. hist. 16,1–5; dazu Vitiello S. 97–100. Vgl. dagegen Andreas Goltz, *Gefühle an der Macht – Macht über Gefühle. Zur Darstellung der Herrscherinnen Theodora und Amalasuintha in den Werken Prokops*, Hormos 3, 2011, S. 236–256, hier S. 247f.

und wird unterwegs ermordet. Anhand einiger Briefe aus Cassiodors *Variae* sucht Vitiello schließlich die diplomatischen Bemühungen des Vitigis um Beilegung des Krieges zu erfassen. Abschließende Überlegungen gelten dem Einsatz des *libertas*-Gedankens durch unterschiedliche Interessengruppen auf italisch-römischer, gotischer und oströmischer Seite im Zusammenhang mit der Endphase ostgotischer Herrschaft in Italien.

Die Lektüre der Theodahad-Biographie Vitiellos hinterläßt ein wenig Unbehagen. Dies mag zum einen darauf zurückzuführen sein, daß das verfügbare Quellenmaterial es nicht erlaubt, ein scharf konturiertes Theodahad-Bild zu zeichnen. Insofern gerät die Suche nach belastbaren Fakten rasch an ihre Grenzen. Daran vermag auch der Versuch nur wenig zu ändern, durch scharfsinnige Überlegungen im quellenvergleichenden Verfahren die Plausibilität von Mutmaßungen zu Einzelheiten der Vita des letzten Amalers auf dem ostgotischen Königsthron zu erhöhen. Mit diesen Bemerkungen soll nichts gegen Vitiellos Umgang mit den *Variae* Cassiodors und die sorgfältigen Auswertung der in ihnen enthaltenen Angaben gesagt sein; sie erfordern ohnehin eine andere Herangehensweise als Prokops Geschichtsschreibung. Sicherere, aber eben auch andersgelagerte Ergebnisse wären wohl denkbar gewesen, wenn Vitiello die literarischen Ambitionen der von ihm herangezogenen Quellenautoren und der damit von diesen erzeugten Personeneindrücke und -charakterisierungen mehr in den Mittelpunkt gerückt hätte. Möglicherweise hätte ein auf diesem Wege erzeugtes Theodahad-Bild, das diskursiven Elementen Rechnung trägt, den Quellenintentionen gerechter werden können als die oft in mehr oder weniger plausiblen Spekulationen endende Suche nach den ‚wahren‘ Fakten, mag diese Arbeit auch noch so sorgfältig durchgeführt sein. In dieser Hinsicht hat sich in den letzten Jahrzehnten die Forschung zu dem Führungspersonal der Ostgoten im fünften und sechsten Jahrhundert methodisch ebenso gründlich verschoben⁸ wie zu dem der Römer dieser Zeit⁹. Einer solchen Entwicklung in den Forschungstrends scheint Vitiello allerdings nicht unbedingt folgen zu wollen. Auch wenn sich in seinem Literaturverzeichnis die wichtigen

8 Vgl. beispielsweise nur Dorothee Kohlhas-Müller, Untersuchungen zur Rechtsstellung Theoderichs des Großen, Frankfurt am Main u. a. 1995 (Rechtshistorische Reihe 119) mit Andreas Goltz, Barbar – König – Tyrann. Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung des 5. bis 9. Jahrhunderts, Berlin/New York 2008 (Millennium-Studien 12); hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht, *H-Soz-u-Kult*, 11. 5. 2009. Vgl. ferner Anm. 7.

9 Vgl. etwa Mischa Meier, Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr., 2. Aufl. Göttingen 2004 (Hypomnemata 147) sowie den Forschungsbericht von Hartmut Leppin, (K)ein Zeitalter Justinians. Bemerkungen aus althistorischer Sicht zu Justinian in der jüngeren Forschung, *HZ* 284, 2007, S. 659–686, wiederabgedruckt in: Mischa Meier (Hrsg.), Justinian, Darmstadt 2011, S. 13–38. Vgl. ferner Anm. 5.

einschlägigen Untersuchungen von Andreas Goltz finden, haben diese keinen nennenswerten Niederschlag in der Ausrichtung und den Inhalten der Studie Vitiellos gefunden. Für seine Einschätzungen zum Kaiserpaar Justinian und Theodora verläßt sich Vitiello eher auf die älteren, seinerzeit gewiß richtungweisenden Forschungen Berthold Rubins statt auf die neueren Arbeiten von Hartmut Leppin und Mischa Meier, die man in seiner Bibliographie vergeblich sucht. Daher bietet Vitiello eine Studie zu Theodahad, die, methodisch und inhaltlich konventionell, aus den Quellen alle Spuren zusammensucht, welche der Biographie dieses Amalers einige Konturen zu verleihen vermögen. Die Einordnung der diskursiven Elemente dieser Quellen in damit verfolgte Intentionen könnte die mühsam erarbeiteten ‚historischen‘ Konturen Theodahads aber wieder verwischen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Lieve Van Hoof (Hrsg.): *Libanius: A Critical Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press 2014. 387 S. £ 75.00/ \$ 120.00. ISBN 9781107013773.

Der antiochenische Rhetoriklehrer Libanius ist in den letzten Dekaden stärker ins Interesse der Forschung gerückt. Die überdurchschnittlich grosse und vielseitige literarische Hinterlassenschaft des Autors macht ihn zu einer einmaligen Quelle für das 4. nachchristliche Jahrhundert. Allerdings ist das Werk des Libanius bis heute noch schwierig zu erschliessen. Der vorliegende Sammelband, der eine Reihe renommierter Libanius-Forscher und Forscherinnen versammelt, stellt deshalb eine willkommene Einführung in das Werk des Autors dar und bietet eine Hinführung zu zentralen Fragen der Forschung.

Der Band nähert sich dem Œuvre des Libanius in 13 Kapiteln, die in drei Teile gegliedert sind. Zunächst wird der Fokus auf den Autor und Aspekte seiner Selbstdarstellung gelegt („Part I: Reading Libanius“), dann werden nacheinander die verschiedenen Textgattungen von Libanius’ Schaffen („Part II: Libanius’ Texts: Rhetoric, Self-Presentation and Reception“) sowie kontextorientierte Auswahlinterpretationen („Part III: Contexts: Identity, Society, Tradition“), die Libanius in seinem kulturellen und sozial-politischen Umfeld zu verorten versuchen, vorgestellt.

Zum Auftakt des ersten Teils führt die Herausgeberin Lieve Van Hoof in das Leben des Libanius ein. Sie thematisiert die reichhaltige und gleichzeitig problematische Quellenlage, da Informationen zu Libanius neben der tendenziösen Biographie des Eunapius hauptsächlich von ihm selbst stammen. Anhand der exemplarischen Analyse von konkreten Passagen in der Autobiographie des Libanius, die sie mit Eunapius’ Darstellung kontrastiert, sowie unter Betrachtung der Gesamtkomposition des Textes, plädiert Van Hoof überzeugend dafür, Libanius’ erste Rede kritischer als bislang und unter dem Gesichtspunkt einer literarischen Selbstdarstellung zu lesen. Der Aufsatz führt damit nicht nur in das Leben des Libanius ein, sondern auch in die Schwierigkeiten der Interpretation seiner Schriften.

Die zwei folgenden Kapitel wollen, glaubt man ihren Titeln, in den historischen respektive rhetorischen Kontext einführen. Allerdings bietet Edward Watts („The historical context: the rhetoric of suffering in Libanius’ Monodies, Letters and Autobiography“) eher einen Einblick in die rhetorische Ausformung und den strategischen Einsatz von Emotionen in Libanius’ Schriften als „historical context“. Raffaella Cribiore, die sich als Forscherin zum Bildungswesen in der Antike im Allgemeinen und zur Schule des Libanius im Besonderen einen Namen gemacht hat, führt dagegen unter dem Titel „The rhetorical context: traditions and opportunities“ viel wichtigen historischen Kontext zum Schulsystem in der Antike an. Leider ist das Kapitel schlecht

strukturiert: Nach der Einleitung weiss der Leser noch überhaupt nicht, was ihn eigentlich erwartet. Ein treffenderer Titel und eine passendere Einleitung wären hilfreich gewesen. Da sich der Sammelband explizit auch an den uninformierten Leser richtet, wäre im ersten Teil ein weiteres Kapitel mit historischen Hintergrundinformationen zu Antiochia auf der Grundlage der noch immer unübertroffenen Darstellung von Wolf Liebeschuetz wünschenswert gewesen. Denkbar wäre auch gewesen, das informative Kapitel von Hans-Ulrich Wiemer zu „Emperors and empire in Libanius“ vorzuziehen. Wiemer geht der Frage nach, wie Libanius das römische Reich und die verschiedenen Kaiser, unter denen er gelebt hatte, in seinen verschiedenen Werken darstellt und wie diese Darstellungen aus dem jeweiligen historischen oder rhetorischen Kontext zu interpretieren sind.

Der zweite Teil bietet eine Einführung in die verschiedenen Textgattungen des libanischen Œuvre. Nacheinander werden Libanius' Reden (Pierre-Louis Malosse), Deklamationen (Robert J. Penella), *Progymnasmata* (Craig A. Gibson) und Briefe (Bernadette Cabouret) vorgestellt. Die Autoren führen in die Überlieferungslage, die Inhalte, mögliche Adressaten und jeweiligen Kontexte der Schriften ein und versuchen Forschungsdesiderate zu benennen.¹ Diese Kapitel werden im Anhang (Appendices A–E) ergänzt durch eine überaus nützliche Zusammenstellung von vorhandenen Übersetzungen. Da Libanius' Schriften noch in keiner Sprache zusammenhängend übersetzt und kommentiert wurden, erleichtert diese aktuelle Übersicht die Orientierung und damit auch die Beschäftigung mit Libanius' Werken. Gleichzeitig offenbart diese Liste auch, wieviel Übersetzungsarbeit zu Libanius noch zu leisten ist.²

Abgerundet wird der zweite Teil durch einen faszinierenden Artikel zum Nachleben von Libanius („The reception of Libanius: from pagan friend of Julian to (almost) Christian saint and back“) aus der Feder von Heinz-Günther

1 Einige kleine Anmerkungen zu diesen Kapiteln: In Gibsons Text zu den *Progymnasmata* fehlt auf S. 130 Zeile 5 ein Wort zum Satzende. Zum Thema von Selbstkontrolle und Heiraten bei Libanius (S. 142f.) hätte noch verwiesen werden können auf Hans-Ulrich Wiemer: Konkurrierende Geschlechterdiskurse in der Spätantike. Der Lehrer Libanios und der Prediger Johannes Chrysostomos, in: C. Ulf/R. Rollinger (Hrsgg.): Frauen und Geschlechter. Bilder – Rollen – Realitäten in Texten antiker Autoren der römischen Kaiserzeit. Wien et al. 2006, 379–403, bes. 381–390. In Cabourets Artikel fällt auf S. 145 die Anm. 6 zu den Forschungen zu Antiochia sehr knapp aus. Zumindest J.H.W.G. Liebeschuetz: Antioch. City and Imperial Administration in the Later Roman Empire. Oxford 1972, hätte noch Erwähnung finden dürfen.

2 Die Liste ist inzwischen zu ergänzen um Raffaella Cribiore: *Between City and School. Selected Orations of Libanius*. Liverpool 2015, mit Übersetzungen von 12 Reden (Or. 35; 37; 38; 39; 40; 41; 51; 52; 53; 55; 61; 63), darunter auch einige bislang unübersetzte Texte.

Nesselrath und Lieve Van Hoof. Die beiden Autoren zitieren eine Fülle von Zeugnissen zur Libaniusrezeption vom 5. bis zum 20. Jahrhundert. Aufschlussreich ist insbesondere auch ihre Darstellung der christlichen Aneignung des Libanius, wofür sie beispielsweise die Basilius-Biographie des Ps-Amphilochius anführen, der erzählt, dass Libanius nach dem Tod des Julian den Bischof von Caesarea aufgesucht habe und zum Christentum konvertiert sei. Den Briefwechsel zwischen Libanius und Basilius von Caesarea betrachten die Autoren als Fälschung, die ebenfalls diesem Aneignungsprozess zuzurechnen sei.

Der dritte und letzte Teil beginnt mit dem bereits erwähnten Kapitel von Hans-Ulrich Wiemer und beinhaltet eine Reihe von weiteren spannenden Artikeln, die Libanius in seiner Zeit kontextualisieren: Scott Bradbury widmet sich dem weitreichenden Netzwerk des Libanius („Libanius’ networks“), das mit 1544 erhaltenen Briefen überdurchschnittlich gut dokumentiert ist. Bradbury attestiert Libanius’ Korrespondenz zwei zentrale und eng miteinander verwobene Ziele: die Rekrutierung von Studenten für seine Schule und die Unterstützung seiner Schüler oder anderer Freunde, die seine Hilfe brauchten, wobei die Attraktivität seiner Schule zunahm, umso stärker er sich für die Karrieren seiner Schüler einsetzen konnte. Die Schüler und ehemalige Studienkollegen sieht Bradbury als eine Art „innerer Kreis“ der Freunde des Libanius. Libanius, der selbst zwar über keine institutionelle Macht verfügte, unterhielt mannigfache Freundschafts- und Patronagebeziehungen zu vielen einflussreichen Personen und war damit selbst ein gefragter Patron, da persönliche Kontakte zur Erreichung einer der begehrten Stellen in der Reichsadministration unerlässlich waren. Die von Libanius vermittelte Bildung und die mit ihr assoziierten Tugenden waren eine wichtige Währung, um die Karriereleiter zu erklimmen. Oder wie es Heinz-Günther Nesselrath in seinem Kapitel zu Intertextualität bei Libanius zusammenfasst: „political power and literary culture were intimately connected in the Roman Empire. In order to partake in literary culture and thus in political power, elite men therefore needed to acquire in-depth knowledge of, as well as the ability to play with, the literary tradition“ (S. 243). Nesselrath geht der Frage nach, welche Autoren Libanius kannte und welche er bei seinem Publikum voraussetze. Sowohl die Anzahl expliziter als auch die Anzahl impliziter intertextueller Verweise variiere stark von Text zu Text, wobei Libanius sich offenbar am Adressaten orientierte. Intertextuelle Verweise, so schliesst Nesselrath seine Untersuchung, seien dazu da, eine Verbindung zwischen zwei Parteien herzustellen, indem durch den Verweis auf die gemeinsame literarische Tradition die gemeinsame kulturelle Identität gefestigt werde. Damit spielt er den Ball Jan Stenger zu, der sich in einem sehr anregenden Kapitel „Libanius and the ‚game‘ of Hellenism“ widmet. Stenger betrachtet Libanius’ Verweise auf „Hellenism“

und „Greek Identity“ als von Libanius bewusst eingesetzte Kommunikationsstrategien, die es ihm erlauben soziale Beziehungen zu etablieren und zu festigen. Leider behandelt Stenger die Frage der Partizipation von Christen an diesem Diskurs nur en passant. Religiöse Identität ist dafür Thema des letzten Beitrags. Im Kapitel „Not the last pagan: Libanius between elite rhetoric and religion“ argumentiert Peter Van Nuffelen, dass Libanius' Zurückhaltung in der Erwähnung von religiösen Themen kein Zeichen von Gleichgültigkeit sondern Ausdruck eines Gefühls kultureller Überlegenheit sei. Gleichzeitig müssten Libanius' Aussagen zu religiösen Themen immer vor ihrem jeweiligen Kontext geprüft werden. In diesem Zusammenhang bietet Van Nuffelen eine neue Interpretation von Libanius' Rede „Für die Tempel“ (Or. 30): Nur auf den ersten Blick sei die Rede ein Plädoyer für den Erhalt der Tempel. Vielmehr versuche Libanius die Interessen von Grossgrundbesitzer zu vertreten, die aufgrund einer rechtlichen Unsicherheit den Einzug ihres Landes fürchten müssten, wenn darauf tatsächlich oder angeblich Opferhandlungen stattfanden. Damit demonstriert Van Nuffelen zum Schluss nochmals, wie vielschichtig Libanius' Rhetorik ist und wie gewinnbringend eine sorgfältige Interpretation für das Verständnis des Autors und seines sozial-politischen Umfeldes sein kann.

Nicht selbstverständlich für einen Sammelband ist, wie gut – insbesondere im dritten Teil – die Beiträge aufeinander abgestimmt sind und sich thematisch ergänzen. Sehr hilfreich sind auch die zahlreichen Querverweise zwischen den Kapiteln. „Libanius: A Critical Introduction“ stellt nicht nur eine hervorragende Einführung und Aufnahme des status quo dar, sondern bietet auch zahlreiche Anregungen für weitergehende Forschungen. Dieser exzellente Sammelband wird ein unverzichtbares Werkzeug sein für alle, die sich mit Libanius beschäftigen möchten.

Seraina Ruprecht, Bern
seraina.ruprecht@hist.unibe.ch

Lieve Van Hoof/Peter Van Nuffelen (Hrsgg.): *Literature and Society in the Fourth Century AD. Performing Paideia, Constructing the Present, Presenting the Self*. Leiden: Brill 2015 (Mnemosyne Suppl. 373). 275 S. EUR 110.00. ISBN 978-90-04-27848-6.

Der vorliegende Sammelband widmet sich dem Verhältnis von Literatur und Gesellschaft im 4. nachchristlichen Jahrhundert. Erklärtes Ziel des Bandes ist es, die soziale Funktion von Rhetorik zu untersuchen. Explizit beziehen die Herausgeber Lieve Van Hoof und Peter Van Nuffelen gegenüber einer Richtung innerhalb der Forschung Stellung, die Rhetorik im 4. Jahrhundert als nur noch in der Schule praktizierte Kunst ansieht, die viel von ihrer früheren gesellschaftlichen Bedeutung eingebüsst habe:¹ „This volume thus wishes to ask to what extent literature was still the locus of important social debates, and to what extent it could still be the instrument and expression of social promotion it had been in previous centuries. In particular, it tests the hypothesis that there is more continuity than traditional views about a retreat of rhetoric into the school and a slow fossilization of literature and traditional culture from the fourth century onwards suggest. At the same time, it wishes to ask what changes the position of literature underwent“ (S. 10). Zur Erreichung dieses Zieles will der Band insbesondere auf drei Aspekte von Literatur eingehen: Performanz und Adressatenbezogenheit, die bewusste rhetorische und literarische Konstruktion von Wirklichkeit und die Selbstdarstellung von Autoren. Der gewählte Zugang soll gemäss den Herausgebern einerseits die Vergleichbarkeit mit Studien zu früheren Epochen, insbesondere zur Zweiten Sophistik, gewährleisten und andererseits auch erlauben, gängige Narrative wie den Gegensatz zwischen christlicher und paganer Literatur oder den Fokus auf Kontinuität und Transformation klassischer literarischer Traditionen zu durchbrechen. Niedergang oder Transformation würden als Kategorien nicht ausreichen, um die komplexen Entwicklungen von Literatur und Gesellschaft im 4. Jahrhundert adäquat zu beschreiben. Zu beobachten sei vielmehr „an extension of the Second Sophistic nexus between social status and literary prowess to Christian literature and, at the same time, a challenge to the position of traditional *paideia* through the rise of other ways of social

1 Vgl. dazu S. 1; 2; 3 (implizit); 8 und 10. Selbstredend ist auch den Autoren bewusst, dass dies keineswegs *communis opinio* innerhalb der Forschung ist, wie ihr kurzer Hinweis auf die wirkmächtige Studie von Peter Brown zum Thema (*Power and Persuasion in Late Antiquity*, Madison 1992) auf S. 8 zeigt. Ein differenzierteres Bild der Forschungsdiskussion bietet Lieve Van Hoof in ihrem Aufsatz „Greek Rhetoric and the Later Roman Empire: The Bubble of the Third Sophistic“, *Antiquité Tardive* 18, 2010, 211–224.

promotion. (. . .) If the social role of *paideia*, rhetoric, and literature was continued, extended, and complicated, the discourse about it also seems to change: Christian authors espouse the *topos* of modesty, whereas Libanius' self-serving rhetoric of decline has had a lasting impact on scholarship. Effectively, our sources conspire to render difficult our understanding of the social mechanisms underpinning the production and performance of literature. This rhetoric conceals in effect a profound belief in the imaginative power of literature to shape the perception of reality and hence also the way people acted" (S. 11f.). Um diese verschiedenen Entwicklungen aufzuzeigen, vereint der Sammelband zehn Aufsätze zu unterschiedlichen Themen und Literaturgattungen.

Den eigentlichen Analysen zum langen vierten Jahrhundert (von Diokletian bis Theodosius) vorangestellt ist ein literaturgeschichtliches Einführungskapitel. Mark Vessey fragt nach der Periodisierung und Konzeptualisierung von lateinischer Literatur der Spätantike in der Forschung. Er widmet sich dabei vor allem dem „Handbuch der lateinischen Literatur“ und erklärt den dort feststellbaren Wandel der Begrifflichkeit von römischer hin zu lateinischer Literatur mit dem Bedürfnis eine literaturgeschichtliche Kontinuität über das Ende des weströmischen Reiches hinweg zu schaffen. Damit steht dieses zwar spannende Kapitel etwas abseits vom Rest des Bandes, der sich der Analyse der sozialen Funktion von Literatur im 4. Jahrhundert verschrieben hat. Hingegen hätte Vesseys Epilog, dass eine erste Form von Literaturgeschichte bereits in Hieronymus' *De viris illustribus* zu finden sei, zahlreiche Anknüpfungspunkte zum Thema des Sammelbandes geboten; leider fällt dieser mit zwei Seiten aber etwas kurz aus.

Eine Reihe von Aufsätzen widmet sich der Frage nach der gesellschaftlichen Stellung, die in der klassischen *paideia* gebildete Personen im 4. Jahrhundert einnehmen konnten: Anhand verschiedener gut bekannter Beispiele führt Bertrand Lançon in seinem Kapitel „*Militia philosophorum: Le rôle des lettrés dans l'entourage des empereurs romains du IV^e siècle*“ aus, dass *litterati* auch im 4. Jahrhundert am Hof des Kaisers sowie in der Verwaltung des Reiches sehr geschätzt waren.

Lieve Van Hoof untersucht Libanius' Rede „An die Antiochener für die Lehrer“ (or. 31), die gerne als Beleg für die schwindende Bedeutung von Rhetorik herangezogen wurde. In „Lobbying through Literature: Libanius, For the Teachers (Oration 31)“ argumentiert Van Hoof differenziert und überzeugend, dass Libanius' Rede zwar nicht als Beweis für die Verarmung von Hilfslehrern zu lesen sei, aber dass Rhetoriklehrer Einkommenseinbußen verzeichneten, da es nun mit Stenographie und Recht auch andere Ausbildungswege für eine Karriere in der imperialen Administration gab. Rhetoriklehrer mussten ihre Stellung deshalb stärker legitimieren. Hierfür griffen sie wiederum auf das Mittel der Rhetorik zurück, wie die Rede des Libanius exemplarisch verdeutliche, wodurch deren gesellschaftliche Funktion perpetuiert worden sei.

Auch wenn der Aufsatz von Peter Van Nuffelen am Ende des Sammelbandes platziert ist, so schliesst er sich thematisch doch an die Frage nach der Bedeutung von Bildung für die gesellschaftliche Stellung an. In seinem Beitrag „A War of Words: Sermons and Social Status in Constantinople under the Theodosian Dynasty“ fragt Van Nuffelen nach dem Zusammenhang von rhetorischen Fähigkeiten und sozialem Status im christlichen Kontext und verfolgt damit einen für das Thema des Sammelbandes äusserst fruchtbaren Ansatz. Anhand einer sorgfältigen Analyse ausgewählter Passagen von Johannes Chrysostomus' Schrift *De sacerdotio* sowie den Berichten von Sokrates, Sozomenos und Pseudo-Martyrius zu Chrysostomus' Episkopat in Konstantinopel legt er überzeugend dar, dass rhetorischer Erfolg auch für Prediger entscheidend war, wenn auch in theoretischen patristischen Schriften immer wieder betont wird, dass Priester Rhetorik nur zu pädagogischen Zwecken einsetzen sollten. Gute Predigten öffneten die Türen zu den Netzwerken der sozial-politischen Eliten ebenso wie die Geldbeutel der Patrone und ein grösseres Publikum erhöhte die theologische Durchsetzungskraft. Da rhetorischer Erfolg auch im christlichen Kontext eng mit dem sozialen Prestige verknüpft war, konnte es problematisch werden, wenn der rhetorische Erfolg nicht mit dem kirchlichen Amt übereinstimmte. In einer grossen Stadt wie Konstantinopel kam es überdies – wie auch Johannes Chrysostomus erfahren musste – immer wieder zu Konkurrenzsituationen, da die Präsenz des kaiserlichen Hofes auch Bischöfe anderer Städte anzog, die dann um die Gunst der Einflussreichen buhlten. Wie Van Nuffelen betonte, konnte dieses Streben nach Anerkennung durchaus einem höheren Ziel, wie der Verbreitung eines theologischen Bekenntnisses, dienen.

Auch Neil McLynn beschäftigt sich mit der Korrelation von Rhetorik und sozialem Status. Gleichzeitig greift sein Aufsatz sowie der von Morwenna Ludlow auch die Thematik auf, wie soziale Beziehungen rhetorisch und literarisch für die eigene Selbstdarstellung genutzt werden konnten. Neil McLynn („Gregory's Governors: *Paideia* and Patronage in Cappadocia“) untersucht die Beziehung von Gregor von Nazianz zum Statthalter Olympius, der als einziger Statthalter Kappadokiens mit einem ausführlichen Dossier in Gregors Briefkorpus vertreten ist. McLynn zeigt, wie Gregor die Unterstützung des Olympius gewinnen konnte und wie er diese Beziehung in einer öffentlichen Rede (or. 17) sowie mit der Publikation seiner Briefsammlung geschickt ausnutzte, um sich in Nazianz als Patron zu präsentieren. Auch um seine Stellung innerhalb der Gemeinde im Zuge der Auseinandersetzung mit den Apollinaristen sichern zu können, appellierte Gregor an den Statthalter. McLynn betont jedoch auch, dass so ein Verhältnis, wie es zwischen Olympius und Gregor bestand, eher die Ausnahme als die Regel war und dass Gregor deswegen den höchstmöglichen Profit daraus ziehen wollte.

Im Kapitel „Texts, Teachers and Pupils in the Writings of Gregory of Nyssa“ untersucht Morwenna Ludlow, wie sich Gregor von Nyssa als Schüler seiner Schwester Macrina und seines Bruders Basilius, Bischof von Caesarea, darstellt. Sie argumentiert, dass Gregor von Nyssa durch eben diese Darstellung selbst zum Lehrer werde, indem er die Lehren seiner Geschwister einem weiteren Publikum vermittele. Dem Text schreibt sie deshalb eine zentrale soziale Funktion im Zusammenspiel zwischen Lehrer und Schüler zu. Diese soziale Funktion der Texte hätte für das Thema des Sammelbandes noch gewinnbringend vertieft werden können, wenn die Intention Gregors im Bezug auf die möglichen Adressaten seiner Texte noch stärker herausgearbeitet worden wäre. Interessant wäre auch eine etwas grössere Perspektive gewesen. Gregor von Nyssa ist nicht der einzige, der seine theologische Autorität durch die literarische Auswertung von sozialen Beziehungen zu untermauern versucht. Angeboten hätte sich beispielsweise ein Vergleich mit Gregor von Nazianz, der nach Basilius' Tod seine Freundschaft zu diesem ebenfalls geschickt zu inszenieren wusste, wie Neil McLynn vor einiger Zeit in einem brillanten Aufsatz gezeigt hat.²

Einen anderen Fokus auf das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft nehmen die folgenden Aufsätze des Sammelbandes ein. Sie widmen sich aus verschiedenen Perspektiven und anhand verschiedener Texte der Frage nach der literarischen Konstruktion von Wirklichkeit. John Weisweiler vertritt in seinem Beitrag „Unreliable Witness: Failings of the Narrative in Ammianus Marcellinus“ die These, dass Inkonsistenzen im Geschichtswerk des Ammianus nicht als Belege für eine fehlende Endredaktion gelesen werden sollten, sondern vielmehr als von Ammianus bewusst eingebaute Hinweise auf die Konstruktion der Wirklichkeit durch den Text: „readers are presented with competing versions of historical truth from which they have to construct their own histories“ (S. 107). Anhand dreier ausgewählter Passagen argumentiert Weisweiler, dass Ammianus die Inkonsistenzen nicht unbewusst, sondern bewusst in den Text eingefügt habe und den Leser zu einem kritischen Lesen seines eigenen Werkes auffordere. Gleichzeitig sei Ammianus' Text auch ein Abbild der instabilen Verhältnisse, in welchen die sozialen Eliten des 4. Jahrhunderts lebten: „The disjointed, multi-perspectival narrative of the *Res gestae* was an appropriate literary form to describe a social world in which images of both present and past were constantly shifting“ (S. 133). Mag man vielleicht nicht von allen Argumenten in gleichem Masse überzeugt sein; Weisweilers kluger

2 Neil B. McLynn: Gregory Nazianzen's Basil. The Literary Construction of a Christian Friendship, in: M. F. Wiles/E. J. Yarnold (Hrsgg.): *Studia Patristica* Vol. XXXVII. Papers Presented at the Thirteenth International Conference on Patristic Studies Held in Oxford 1999. Bd. 4: Cappadocian Writers, Other Greek Writers. Leuven 2001, 178–193.

und breit recherchierter Artikel bietet aber auf jeden Fall ein intellektuelles Lesevergnügen!

Sigrid Mratschek zeigt im Kapitel „A Living Relic for the Vicar of Rome: Strategies of Visualization in a Civil Case“ anhand eines Briefes von Paulinus von Nola (Epist. 49), wie klassische und christliche Literaturformen und Überzeugungsstrategien eingesetzt wurden und welche Wirkungsabsichten solche literarische Realitätskonstruktionen haben konnten. Um einem befreundeten Schiffsbesitzer zu helfen, dessen Schiff Schiffbruch erlitten hatte und dessen für Rom bestimmte Getreidefracht daraufhin gestohlen wurde, wandte sich Paulinus mit einem Bittschreiben an den *vicarius* von Rom. Er rückt dabei den einzigen Zeugen in den Mittelpunkt seiner Schilderung: ein einfacher Seemann, der vom Rest der Besatzung vergessen wurde, als sich diese in Sicherheit brachte. Wie Mratschek überzeugend darlegt, stellt Paulinus von Nola diesen Seemann als *amicus dei* dar und die Irrfahrt auf dem steuerlosen Schiff als Bekehrungsmoment mit von Gott gesteuertem glücklichen Ausgang. Der einfache Seemann, der aufgrund seiner Herkunft vor Gericht der Folter unterworfen wäre, wird damit zu einer unantastbaren „lebendigen Reliquie“ und zu einem zuverlässigen Zeugen. Mratschek geht davon aus, dass dieses Schreiben vor einer Gerichtsverhandlung verfasst worden sei und die Absicht gehabt habe, eine solche zu verhindern. Der Brief habe überdies dem Schiffseigentümer sowie dem Seemann die Sympathien eines grösseren Publikums eintragen sollen.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich ausschliesslich mit der Nutzung von Dichtung zur Verbreitung bestimmter Werte und Ideen: Clare Coombe legt im Anschluss an frühere Forschungen den Fokus auf die mythologische Bilderwelt, die Claudian kreierte, um Stilicho als überzeitlichen Held zu stilisieren, und betont die Bedeutung von politischer Propaganda in epischem Kleid. Roald Dijkstra schliesslich führt das hinlänglich bekannte Faktum aus, dass christliche Autoren Dichtung nutzten, um zentrale kirchenpolitische Anliegen zu verbreiten. Seine Analyse fokussiert er darauf, wie die Einheit der Kirche und die Vorherrschaft des römischen Bischofs über die idealisierte Darstellung der Eintracht der Aposteln resp. über die Verbindung von Petrus zu Rom propagiert wurde.

Damit deckt der Sammelband eine breite Palette an Themen ab. Allerdings wirkt die Auswahl der betrachteten Aspekte etwas willkürlich. Für die in der Einleitung vertretene These einer komplexen Entwicklung des Verhältnisses von Rhetorik und Gesellschaft in der Spätantike wären entweder grössere Studien nötig gewesen oder aber eine engere thematische Verknüpfung der einzelnen Aufsätze, um die Einzelergebnisse zu kontextualisieren. Dieser Kritik zum Trotz handelt es sich auf jeden Fall um einen begrüssenswerten

Beitrag zu einem spannenden und lohnenswerten Forschungsfeld, das durch diesen Band hoffentlich weitere Aufmerksamkeit erfahren wird.

Seraina Ruprecht, Bern
seraina.ruprecht@hist.unibe.ch

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Joyce E. Salisbury: *Rome's Christian Empress. Galla Placidia Rules at the Twilight of the Empire*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 2015. XI, 236 S., 12 Abb., 7 Karten. \$ 34.95. ISBN 978-1-4214-1700-4.

Joyce Salisbury bezeichnet Galla Placidia, die Tochter des 395 verstorbenen Kaisers Theodosius I., in der Einführung zu ihrer Biographie als „a forgotten empress“ (S. 1). Diese Feststellung mutet angesichts der Tatsache, daß die Autorin in ihrem Literaturverzeichnis immerhin sieben allein Galla Placidia seit den 1960er Jahren gewidmete Monographien aufführt,¹ etwas seltsam an. Man kann, im Gegenteil, an dieser Häufung feststellen, daß diese Kaiserin ein intensiv und oft untersuchter Gegenstand ist, so daß man sich fragen muß, womit denn eine erneute Bearbeitung ihres Lebensweges überhaupt wissenschaftlich zu rechtfertigen ist. Die unstrittig vorliegende frauengeschichtliche Perspektive Salisburys eignet sich eigentlich nicht zur Begründung, ist diese doch auch in der von Hagith Sivan erst vor wenigen Jahren vorgelegten Biographie derselben Kaiserin ein maßgeblicher Leitgedanke.² Salisbury distanziert sich bei der Behandlung der machtpolitischen Rolle Galla Placidias von „traditional approaches“ (S. 2), denen sie zuschreibt, ihretwegen gerade die Kaiserin ganz von selbst in den Hintergrund, und möchte neben dem aufgrund des Ganges der Ereignisse unausweichlichen politisch-militärischen Bereich vor allem die religiösen Interessen der Kaiserin und daraus folgende Handlungsoptionen gerade auch auf den ‚klassischen‘ Politikfeldern betrachten. Freilich besteht bei einer solchen Vorgehensweise die Gefahr, in der herrschaftsstabilisierenden Funktion gelungener kaiserlicher Repräsentation durch Galla Placidia deren politische Rolle im Sinne eher informeller Macht zugunsten von aktiver Herrschaftsausübung zu überschätzen.³ Die Mitwirkung

1 Es sind dies die Werke – darunter allerdings auch Romane – von Stewart Irwin Oost (1968), Lidia Storoni Mazzolani (1975), Philippe Caffin (1977), Gerard Herzhaft (1987), Henri Gourdin (2008), Antonio Collaci (2010) und Hagith Sivan (2011). Hinzu kommt die Galla Placidia einschließende wichtige Studie von Kenneth G. Holum, *Theodosian Empresses. Women and Imperial Dominion in Late Antiquity*, Berkeley 1982. Bei Salisbury fehlt die einflußreiche Untersuchung Vito Antonio Sirago, *Galla Placidia e la trasformazione politica dell'occidente*, Löwen 1961 (*Recueil de travaux d'histoire et de philologie* IV 25).

2 Vgl. Hagith Sivan: *Galla Placidia. The Last Roman Empress*, Oxford/New York 2011; hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht, *H-Soz-u-Kult*, 2. 4. 2012. Vgl. auch Salisbury S. 5.

3 Zu diesem Problemfeld vgl. Anja Busch: *Die Frauen der theodosianischen Dynastie. Macht und Repräsentation kaiserlicher Frauen im 5. Jahrhundert*, Stuttgart 2015 (*Historia-Einzelschriften* 235), über Galla Placidia S. 86–109; dazu die Rezension von Ulrich Lambrecht, *H-Soz-u-Kult*, 9. 11. 2015.

der Kaiserin am politischen Geschehen läßt sich rechtlich eben gar nicht fassen, sondern wurde von verschiedenen Faktoren wie dem Kinderkaisertum und dem damit verbundenen Bedeutungsverlust militärischer Bewährung durch den Kaiser, ferner dem dynastischen Denken und der Bedeutung des Religiösen begünstigt, nicht zuletzt auch von ihrer eigenen Persönlichkeit.

Da der zu Galla Placidia verfügbare Quellenbestand für eine wohlfundierte und abgerundete Biographie nicht ausreicht,⁴ greift Salisbury bei passenden Gelegenheiten nach weiteren Materialien, die Vergleichsmöglichkeiten bieten und Rückschlüsse auf biographisch relevante Sachverhalte auch bei Galla Placidia zu erlauben scheinen. Darüber hinaus bettet sie die Geschichte der Kaiserin ausführlich in die Zeitumstände ein, zu denen sie immer wieder auch weiter ausgreifende Informationen liefert. Obschon überlieferungsbedingt kaum zu rechtfertigen, erfährt Galla Placidias quellenmäßig schlecht belegter Lebensabschnitt von der Geburt bis zu ihrer Rückkehr aus dem Gewahrsam der Westgoten nach Italien im Jahre 416 durch diese Art inhaltlicher Anreicherung eine genauso ausführliche Behandlung wie die mehr als drei Jahrzehnte danach, in denen sie als Schwester des Honorius, Gattin des Constantius III. und Mutter Valentinians III. eine wichtige Rolle am italischen Kaiserhof spielte.

Die ersten Lebensjahre Galla Placidias werden in eine Darstellung der gesamten Regierungszeit ihres Vaters Theodosius (379–395) sowie die Kindheit und Jugend in das Wirken des Heermeisters Stilicho am westlichen Hof (395–408) eingebettet, ohne daß über die Hauptperson der Biographie in diesen Kapiteln wirklich viel gesagt werden kann. Statt dessen muß sich Salisbury mit den wichtigsten Grundlinien römischer Reichspolitik in dieser Zeit auseinandersetzen. Das gelingt ihr nicht immer überzeugend, da sie oftmals ältere Forschungsergebnisse als vermeintlich unanfechtbare Positionen präsentiert, ohne ihnen abweichende Ansichten gegenüberzustellen oder ihre Einschätzungen wenigstens vorsichtiger zu formulieren. So wird das Ende der Olympischen Spiele ebenso in den entschlossenen Kampf des Theodosius gegen das Heidentum integriert⁵ wie der Sieg über den Usurpator Eugenius⁶, sozusagen als Pendant für die Aneignung der christlichen Auffassung von der göttlichen Legitimation des dynastischen Kaisertums, das gerade den Kaiserfrauen in ihrer Rolle für die Sicherung des Erhalts der Familie hohe Bedeutung zubilligte. Das hat sie nach Salisbury zu gleichberechtigten Partnerinnen ihrer Ehemänner und damit zu Mitherrscherinnen gemacht: „they were equal in

4 Dieses Manko ist gerade auch an Sivan (wie Anm. 2) festzustellen und hat gravierende Auswirkungen auf den thematischen Zuschnitt der Biographie.

5 Vgl. dagegen Sofie Remijsen: *The End of Greek Athletics in Late Antiquity*. Cambridge 2015, S. 47–51 und 181–219.

6 Vgl. dagegen Joachim Szidat: Die Usurpation des Eugenius. *Historia* 28, 1979, S. 487–508.

status to their men“ (S. 9). Diese Deutung geht allerdings zu weit, da sie das Informelle, juristisch nicht Greifbare an der Selbstdarstellung der theodosianischen Kaiserfrauen bei der Auswertung dieser Repräsentationsbemühungen vernachlässigt.⁷ Eine ähnliche Überinterpretation liegt auch der folgenden Formulierung zugrunde: „From the time of Eudoxia, all the empresses of the Theodosian dynasty used the hand of God image on their coins to show their right to rule“ (S. 34). Die Berufung auf Gott als Legitimationsquelle für das – hier weibliche – Kaisertum zeigt doch gerade an, wie prekär die Stellung der Kaiserfrau im dynastischen Machtgefüge war, doch über derlei Bedenken verliert Salisbury kein Wort.

Auch die Darlegungen zu den Auseinandersetzungen mit den Goten und anderen ‚barbarischen‘ Stämmen in der Zeit, als Stilicho im Westen die Politik maßgeblich bestimmte, stellen nicht durchgängig zufrieden. Salisbury differenziert hier nicht zwischen den verschiedenen nichtrömischen Verbänden, spricht von einem Feldzug Stilichos „against the Goths on the Rhine“ (S. 43), macht die Vandalen und die Alanen zu gotischen Stämmen (vgl. S. 49, auch S. 59) und selbst Stilicho zum Goten (vgl. S. 44), obwohl er wenige Seiten zuvor richtig als „the Romano-Vandal general“ (S. 37) bezeichnet wird. Neben den militärischen Auseinandersetzungen Stilichos hauptsächlich mit Alarichs Goten legt Salisbury Wert auf die Entwicklung christlicher Religiosität in diesen Jahren, um deren Bedeutung für das herrscherliche Selbstverständnis gerade der Frauen des theodosianischen Hauses zu ermessen. Sie leistet dies aber nicht in grundsätzlichen Erwägungen, sondern führt ihre Gedanken eher assoziativ bei passenden Gelegenheiten aus. So stellt sie die Theodosius-Nichte Serena als gleichberechtigte Teilhaberin der Macht ihres Ehemannes Stilicho dar und spielt mit dem dieser Frau in der *Vita Melaniae* beigelegten Titel *regina*, den sie mit „empress“ wiedergibt und zum Gegenstand der Eifersucht der jungen Galla Placidia macht (vgl. S. 58). Damit erhebt sie auf spekulative Weise eine literarische Zuschreibung zur Tatsache, um auf Ehrgeiz und Zukunft Gallas Placidias hinzuweisen, die sie nach der Ermordung des Stilicho als am Tod der Serena mitschuldig ansieht und in diesem Zusammenhang als „a savvy woman“ bezeichnet, „who saw a way to gain the power she had longed for and took it“ (S. 62).

Sodann steht Galla Placidia als Opfer gotischer Verschleppung und schließlich als Athaulfs Ehefrau im Mittelpunkt. Auch hier wirkt die ihr zugeschriebene aktive und neben dem Gotenkönig gleichberechtigte Rolle stark überzeichnet, wenn Salisbury unter Berufung auf die *Germania* des Tacitus⁸ den Respekt der Goten weisen Frauen gegenüber mit Galla Placidias

7 Wesentlich vorsichtiger urteilt Busch (wie Anm. 3) S. 63 und 202.

8 Vgl. Tac. Germ. 8, wo für eine Zeit mehr als drei Jahrhunderte vor den Folgen der Ereignisse von 410, anders als Salisbury S. 78 behauptet, natürlich nicht von den Goten, sondern von den Germanen allgemein die Rede ist und das Beispiel

Einfluß auf Athaulf sowie mit der von ihrer Beratungstätigkeit initiierten positiven Veränderung der Goten in Verbindung bringt (vgl. S. 78). Von diesem Gedanken ist es in der Tat nur noch ein Schritt bis zu der Annahme, daß Athaulf mit Galla Placidia an der Seite Kaiser Honorius ersetzen (vgl. S. 93) und selbst an dessen Stelle treten könnte (vgl. S. 94): eine Vorstellung, die keinem Römer, erst recht keiner Frau aus dem theodosianischen Kaiserhause je in den Sinn gekommen wäre, die Salisbury aber genau Galla Placidia zuschreibt.⁹ Von ähnlichem Wunschenken scheint die Zuerkennung einer aktiven Rolle Galla Placidias bei der Vermittlung römischen Rechts an die Goten durchdrungen zu sein (vgl. S. 81f.).

Für weitausgreifende Spekulationen dieser Art bietet die Zeit nach der Rückkehr Galla Placidias an den Kaiserhof in Ravenna nicht mehr den Raum. Zwar schließt Salisbury das Kapitel über Galla Placidia bei den Westgoten mit einer selbstbewußten, an den Quellen so jedoch nicht belegbaren Bemerkung über die Selbständigkeit der verwitweten Gotenkönigin ab.¹⁰ Was jedoch der italische Kaiserhof und dessen Umfeld davon halten mochten, zeigt sich an der von Kaiser Honorius initiierten Verheiratung seiner Halbschwester mit dem Heermeister Constantius, der als unverzichtbarer Militär bald zum Mitaugustus seines Schwagers Honorius aufsteigen sollte. Das war ein signifikant anderer Weg zur fortdauernden Sicherung der Macht des Kaiserhauses als in Konstantinopel, wo die unverheirateten Schwestern Theodosius' II. mit ihrer Selbstverpflichtung zur Jungfräulichkeit potentielle Heiratskandidaten und zugleich Konkurrenten des amtierenden Kaisers auf Distanz hielten, so daß hier die Sakralität des Kaisertums durch gottgefälligen Lebenswandel aufrechterhalten werden konnte, ohne diese unbedingt an die militärische Repräsentation des Kaisers binden zu müssen.¹¹ Eine solche Option bot sich im Westen deshalb nicht, weil Honorius, anders als sein Neffe Theodosius

der Seherin Veleda angeführt wird.

- 9 Grundlage für diese Einschätzung (vgl. S. 78, 81f., 93) ist die von Salisbury mißverstandene Stelle Oros. hist. 7,43,5–7, über die sie urteilt: „The chronicler [sic!] Orosius gave Placidia credit for influencing Athaulf, and there is no reason not to take him at his word“ (S. 78). Vgl. dagegen die wesentlich näherliegende, freilich voraussetzungsreichere Interpretation bei Johannes Straub: Christliche Geschichtsapologetik in der Krisis des Römischen Reiches. *Historia* 1, 1950, S. 52–81, wiederabgedruckt in: Richard Klein (Hrsg.): *Prinzipat und Freiheit*. Darmstadt 1969 (Wege der Forschung 135), S. 517–555, hier S. 547–549.
- 10 Vgl. Salisbury S. 111: „she was an ex-queen who was used to making her own decisions.“
- 11 Vgl. Jill Harris: *Men without Women. Theodosius' Consistory and the Business of Government*, in: Christopher Kelly (Hrsg.): *Theodosius II. Rethinking the Roman Empire in Late Antiquity*. Cambridge/New York 2013, S. 67–89, hier S. 70.

II., selbst keine Aussichten auf eigene Nachkommen hatte. Die fortdauernde Sicherung des westlichen Zweiges der theodosianischen Dynastie war durch die Ehe mit Constantius vielmehr die Aufgabe der kaiserlichen Schwester Galla Placidia. Bezeichnenderweise erinnert der Name ihres Sohnes Valentinian daran, daß Galla Placidia, anders als Kaiser Honorius, über ihre Mutter zugleich der valentinianischen Dynastie angehörte. Von derlei Überlegungen, die teilweise berechtigte Zweifel an der Selbständigkeit Galla Placidias wecken können, findet sich jedoch bei Salisbury kein Wort.

Die wichtigen dynastischen Faktoren korrespondieren eng mit der Inszenierung einer im Euergetismus Gottgefälligkeit suchenden Frömmigkeit, wie es Repräsentanten der Kaiserfamilie und besonders deren weiblichen Mitgliedern wohl anstand. Die Unterschiede in der Inszenierung von Frömmigkeit zwischen dem Westen und dem Osten des Römischen Reiches – auch übrigens gegenüber Konstantins Mutter Helena, die als Galla Placidias Vorbild reklamiert wird – arbeitet Salisbury jedoch nicht heraus. Statt dessen bettet sie die Behandlung religiöser Stiftertätigkeit in den Ausbau der kirchlichen Infrastruktur Ravennas ein. Darüber hinaus nimmt sie die Ankunft Galla Placidias in der Residenzstadt zum Anlaß, auf kirchenpolitische Debatten wie die Auseinandersetzung um Pelagius in den Jahren 416–418 und die Besetzung des römischen Bischofsstuhls nach dem Todes des Zosimus 418 einzugehen, um an ihnen die aktive Beteiligung der Kaiserschwester an religiösen Angelegenheiten zu dokumentieren. Dabei stellt Salisbury Galla Placidias Engagement in den Kontext einer Fortsetzung der Religionspolitik ihres Vaters Theodosius und reklamiert so ihren vorgeblichen Anspruch auf aktive Beteiligung an diesem Bereich der Politik, auch wenn sie vorläufig einschränkt: „during these early years in Ravenna, Placidia functioned as a married woman in the shadow of her brother“ (S. 128).

Der Tod des Constantius III. im Jahre 421 führte zu Veränderungen in den machtpolitischen Konstellationen des Westens, die sich für die abermalige Witwe Galla Placidia und ihre beiden Kinder negativ auswirkten. Daran erweist sich zum einen, daß der Machtanspruch einer Frau aus der Kaiserfamilie auch vom positiven Willen des Kaisers getragen sein mußte. Daß dies schließlich nicht mehr gewährleistet war, zeigt sich an der Flucht Galla Placidias und ihrer Kinder nach Konstantinopel. Doch auch hier fand sie zunächst nicht einmal Gehör, als der Tod des Honorius bekanntgeworden war. Erst die Erhebung eines Usurpators in Italien änderte die Lage, so daß Maßnahmen zur Einsetzung Valentinians III. als Westkaiser eingeleitet wurden und das neue Einvernehmen durch dessen Verlobung mit Eudoxia, der Tochter des Ostkaisers, besiegelt wurde. Edward Gibbon führt diese Verbindung vielleicht ironisch, gewiß aber im Einklang mit dem seinem Werk zugrunde liegenden Dekadenzdiskurs auf die „Absprachen der drei die römische Welt

beherrschenden Frauen“¹² – Pulcherias, Eudocias und Galla Placidias, der Schwester, Ehefrau und Tante des Kaisers Theodosius II. – zurück. Salisbury sieht die Aussage jedoch eher als ein Zeichen der Verwunderung Gibbons und seiner Zeit über den weitreichenden Einfluß der drei Kaiserinnen an, reiht sie also in ihre eigenen erkenntnisleitenden Interessen ein.

In den letzten beiden Kapiteln behandelt Salisbury Galla Placidias Jahre als Regentin für ihren Sohn bis zur Heirat Valentinians III. mit Eudoxia im Jahre 437 und als Kaisermutter bis zu ihrem Tod im Jahre 450. Salisbury stellt Galla Placidia als tüchtige Verwalterin mit Interessen an Gesetzgebung und Rechtsprechung dar, verbindet ihr christliches Engagement mit Stiftungen für die Kirche in Ravenna, antiheidnischer und antihäretischer Gesetzgebung dieser Zeit und der Weiterentwicklung des christlichen Festkalenders samt einem Einblick in die aufkommende Marienverehrung und den miaphysitischen Streit. Hinter diesen Themen scheint die Tagespolitik zunächst ein wenig zurückzutreten. Die Umstände der Etablierung Valentinians III. als Westkaiser nutzt Salisbury, die Bedeutung der Hunnen als Gegner, aber auch als Auftragnehmer des Römischen Reiches zu würdigen, die politischen Bemühungen Galla Placidias um ein Gleichgewicht zwischen den Generälen Aëtius, Bonifatius und Felix und deren Scheitern vorzustellen sowie diesen Versuch einer Machtbalance – etwas gesucht und wenig passend – mit dem von Caesar, Pompeius und Crassus geschlossenen Triumvirat zu vergleichen (vgl. S. 145).

Die Heirat Valentinians III. mit Eudoxia, Theodosius' II. Tochter, im Jahre 437 deutet Salisbury als Absicherung für das Weiterbestehen der theodosianischen Dynastie und deren Herrschaft über das gesamte Römische Reich. Diese Verbindung hätte eine vertiefte Behandlung verdient, da die innerfamiliäre Heirat neben dem zölibatären Leben weiblicher Mitglieder des Kaiserhauses eine alternative Möglichkeit dynastischen Machterhalts war. Die hinter dieser Heirat stehenden Intentionen wurden jedoch durch die Affären der Honoria, Galla Placidias Tochter, bedroht. Nicht weniger prekär mußten die Verlöbnisse der beiden Töchter Valentinians III. sein: Eudocias mit Hunerich, dem Sohn des Vandalenkönigs Geiserich, und Placidias mit Gaudentius, dem Sohn des Aëtius. Diese Verbindungen mit der Königsfamilie eines Völkerwanderungsverbandes und mit einem maßgeblichen römischen Heermeister erinnerten an die Eheschließungen Galla Placidias mit Athaulf und später mit Constantius III. Die Probleme bzw. Chancen, die sich aus den verschiedenen Konstellationen von Heiratspolitik ergaben, werden aber nicht dazu genutzt, Lösungsansätze für die Schwierigkeiten des Römischen Reiches systematisch zu untersuchen. Dies hätte die weitgehend passive Rolle

12 Edward Gibbon, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bis zum Ende des Reiches im Westen*, Bd. 5: Kapitel XXXIII–XXXVIII, München 2003, S. 11; vgl. Salisbury S. 138.

der kaiserlichen Frauen als Objekte der Politik wohl mehr akzentuiert, als es Salisbury recht gewesen wäre. So unternimmt sie alles, um den Eindruck zu vermeiden, Pulcheria sei nach dem Tode ihres Bruders kaum etwas anderes übriggeblieben, als den von Kreisen des Hofes, des Militärs und des Senats unter maßgeblichem Einfluß des Heermeisters Aspar zum Nachfolger ausersehenen, aus bescheidenen Verhältnissen aufgerückten Marcian zu heiraten, um dessen Legitimation abzurunden. Salisbury akzentuiert das Geschehen nach dem Tode des jüngeren Theodosius ganz anders (S. 192): „Pulcheria immediately took power. She knew she could not rule alone and ... she would not produce an heir for the Theodosian dynasty. However, she chose a Roman general, Marcian, to be her husband, and ... she crowned him emperor.“ Die Nachricht vom Tod der Galla Placidia im Jahre 450 rückt im Gefolge des Überblicks über die bis zum Ende des Weströmischen Reiches nicht abreißen Katastrophen beinahe in den Hintergrund.

Gegenüber einer so aktiven politischen Rolle, wie sie Salisbury der Galla Placidia zuerkennt, ist Skepsis angebracht. Im Vergleich dazu ist das von Sivan in ihrer Biographie und von Busch in ihrer Studie über die Frauen des theodosianischen Hauses zu Galla Placidia gezeichnete Bild wesentlich realitätsnäher.¹³ Schließlich blieb die Machtstellung einer Kaiserfrau immer informell, so daß nie von einer wirklichen Gleichberechtigung in der Herrschaft eines Kaiserpaares die Rede sein kann, weder bei Theodosius I. und Flaccilla noch bei Theodosius II. und seiner Schwester Pulcheria oder auch bei Justinian und Theodora¹⁴, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Angesichts dessen erscheint es wenig plausibel, daß Galla Placidia aktiv Einfluß auf die politischen Zukunftsvorstellungen ihres Ehemannes Athaulf hätte nehmen können.

Andere Gesichtspunkte unterstreichen die Skepsis gegenüber der Darstellung Salisburys. Die Quellen nimmt sie häufig zum Nennwert, ohne Gattungsfragen und die Interessenlage der Quellenautoren zu berücksichtigen oder Widersprüche zwischen ihren Aussagen zu thematisieren. Es paßt in dieses Bild, daß sie Historiographen unterschiedlichster Couleur den „chroniclers“ zurechnet, Ammianus Marcellinus ebenso wie Orosius und Prokop. Die Übergänge zwischen quellenbasierter Erzählung mit daraus erarbeiteten Schlußfolgerungen und phantasiereicher Ausschmückung verschwimmen; es wird oft nicht klar, wo Salisbury von zuverlässigen oder weniger zuverlässigen Nachrichten zu Spekulationen wechselt. Die politische Lage des Römischen Reiches wird nicht selten simplifizierend dargestellt, sowohl was das Verhältnis zwischen dem Westen und dem Osten als auch was die Bedrohungslage durch

13 Vgl. Sivan (wie Anm. 2) und Busch (wie Anm. 3).

14 Vgl. aber Salisbury S. 204; anders Hartmut Leppin: Kaiserliche Kohabitation. Von der Normalität Theodoras, in: Christiane Kunst/Ulrike Riemer (Hrsgg.): Grenzen der Macht. Zur Rolle der römischen Kaiserfrauen, Stuttgart 2000 (Potsdamer altertumswissenschaftliche Arbeiten 3), S. 75–85.

wandernde Verbände betrifft. Hinzu kommt eine Vielzahl von Fehlern und Ungenauigkeiten in Einzelheiten, die von der Errichtung des Kaiserpalastes in Konstantinopel durch Kaiser Konstantin angeblich im Jahre 313 (vgl. S. 14) bis zur Einordnung Justinians in das siebte Jahrhundert (vgl. S. 204) reichen.¹⁵

Auch wenn es Salisbury gelingt, in ihren Exkursen gesellschaftlich und kulturell interessante Informationen beispielsweise zur Versorgung von Wunden (vgl. S. 93) oder zur Geburt und Sterblichkeit von Kindern (vgl. S. 104–108) aufzubereiten, ist ein verhaltenes Urteil über die Gesamtmonographie angebracht. Für diese Einschätzung spielt der von Salisbury erweckte Eindruck, Galla Placidia habe aktiv als Herrscherin handeln können, während die männlichen Repräsentanten des theodosianischen Hauses samt und sonders den Einflüsterungen von Eunuchen und anderen Höflingen erlagen, gewiß keine unwichtige Rolle. Nennenswert sind darüber hinaus der wenig sensible Umgang mit schriftlichen Quellen und vor allem auch die zahlreichen Fehler und Ungenauigkeiten bei Einzelheiten. Dies führt zu einem vereinfachten Bild Galla Placidias und der Zeit, in der sie lebte, das man gerade auch weniger informierten Leserkreisen nicht zumuten sollte.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

15 Diese Fehler sind weitgehend vollständig aufgeführt in der Besprechung der Monographie von Salisbury durch Jeroen W. P. Wijnendaele, [BMCR](#) 2015.11.32.

Edward J. Watts: *The Final Pagan Generation*. Oakland: University of California Press 2015 (Transformation of the Classical Heritage 53). XVII, 327 S., 14 Abb., 1 Karte. \$ 34.95. ISBN 978-0-520-28370-1.

Einer interessanten Frage widmet sich Edward Watts in seinem jüngsten Buch: dem Selbstverständnis der letzten Generation von Römern, die ihre Sozialisation der ‚heidnisch‘ orientierten Gesellschaft verdankten. Unter diesem Personenkreis versteht der Autor „the last group of elite Romans, both pagan and Christian, who were born into a world in which most people believed that the pagan public religious order of the past few millennia would continue indefinitely“ (S. 6). Zugleich unterscheidet Watts zwischen dieser „final pagan generation“ und „the last Roman pagans“ (S. 5). Die Lebenszeit der für seine Untersuchung relevanten Personen ist das vierte Jahrhundert; geboren sind sie in den Jahren zwischen 310 und 325, also vor der Alleinherrschaft Konstantins, aber in der Zeit, als sich Konstantin bereits zur Religion der christlichen Minderheit im Römischen Reich bekannte, ohne daß man sich zu dieser Zeit vorstellen konnte, wie sich das Christentum und zugleich auch die römische Politik und Gesellschaft im Laufe des vierten Jahrhunderts entwickelten. Die letzten römischen Heiden sind demgegenüber zeitlich wesentlich später anzusetzen und spielen in diesem Zusammenhang keine Rolle.

In den Vertretern der „final pagan generation“ sieht Watts „the mid-fourth century’s silent majority“ (S. 9), deren eigene Kinder schon auf eine neuere Weise sozialisiert wurden und in deren Vorstellungswelt das Christentum einen anderen und bedeutenderen Stellenwert gewann. Aus diesen Unterschieden ergab sich daher ein Generationenkonflikt, vor allem deswegen, weil die jüngere Generation des vierten Jahrhunderts, anders als ihre Eltern, auf den Wandel der religiösen – und politischen – Verhältnisse im Römischen Reich zugunsten des Christentums nicht allein durch Selbstvergewisserung im Rahmen herkömmlicher Normenkonzepte reagierte, sondern vor allem das Verständnis und die Bereitschaft mitbrachte, an diesen Veränderungen aktiv mitzuwirken und sich so von der Lebenswelt ihrer Eltern – teilweise radikal – abzuwenden: „These differences in imagination grew out of a profound generation gap“ (S. 4).

Watts macht es sich daher zur Aufgabe, die Geschichte der noch nicht mit dem Christentum und den Veränderungen der antiken Welt, die die Entwicklung dieser Religion im Römischen Reich mit sich brachte, großgewordenen Generation nachzuzeichnen. Hierfür wählt er je zwei Repräsentanten aus dem Osten und dem Westen des Reiches aus, für die dank ihrer Hinterlassenschaften genug Material zur Verfügung steht, um signifikante Aussagen zu ihrem Selbstverständnis angesichts unterschiedlicher Herausforderungen im Verlauf der Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts treffen zu können: Dies sind Libanios

(314–393), Themistios (um 317 – um 385), Ausonius (um 310–394) und Vettius Agorius Praetextatus (um 320–384). Dabei gruppiert Watts das anhand dieser vier Vertreter der „final pagan generation“ erarbeitete Material zu neun chronologisch angeordneten Themenkreisen, um die Herausforderungen zu illustrieren, mit denen diese Personen konfrontiert waren, und vor allem ihre Reaktionen darzustellen, mit denen sie auf diese Herausforderungen antworteten, ohne das ihrer Generation eigene Selbstverständnis preiszugeben. So ergibt sich, hofft der Autor, eine neue, unkonventionelle ‚innere‘ Geschichte des vierten Jahrhunderts, „in which personal goals largely overshadowed confessional concerns, and honors trumped dogma“ (S. 16).

In den ersten beiden Kapiteln „Growing Up in the Cities of the Gods“ und „Education in an Age of Imagination“ geht Watts auf die Rahmenbedingungen der Kindheit und Jugend dieser letzten ‚heidnisch‘ sozialisierten Generation ein und schafft damit Zugänge zur Genese des Selbstverständnisses der im zweiten Jahrzehnt und in der ersten Hälfte des dritten Jahrzehnts des vierten Jahrhunderts geborenen Angehörigen der Elite des Römischen Reiches. Watts zeichnet die religiöse Infrastruktur dieser Zeit nach und ergänzt sie um allgemeine Eindrücke vom Ablauf der Kindheit in diesen Jahren. Dabei stellt er besonders heraus, wie diese Kinder im täglichen Leben, beispielsweise bei Festen, mit der Welt der Götter in Kontakt kamen. Auch das Kapitel über die Ausbildung der Eliteangehörigen greift über das hinaus, was die Überschrift verheißt. Nachdem Watts im ersten Kapitel die pagane Lebenswelt skizziert hat, ergänzt er nun dieses Bild durch den Gegenentwurf eines christlichen Römerreiches, wie es sich aus der Konstantinischen Wende und deren Folgen ergeben mochte, wofür er insbesondere die Vorstellungen des Eusebius von Caesarea heranzieht. Damit stellt er zwei letztlich völlig unterschiedliche Vorstellungen von der römischen Lebenswelt einander gegenüber, auch wenn Kaiser Konstantin ungeachtet seiner christlichen Ausrichtung diese noch miteinander zu vereinbaren gedachte. Darüber hinaus skizziert Watts die Ausbildung junger Eliteangehöriger beim Grammatiker und beim Rhetor und die Einbindung der Studenten in unterschiedliche Schulen, die ihnen in diesen prägenden Jahren wenig Raum ließen, über die intellektuellen Zirkel, denen sie angehörten, hinauszublicken. Dabei kommt es Watts darauf an zu betonen, daß sich diese Ausbildung in eine Tradition einfügte, die weitgehend von paganem Religionsverständnis durchdrungen war: „The curriculum that these young men studied also had an important role in creating a view of the unchanging religious rhythms of the world“ (S. 57). Die politischen und religiösen Veränderungen in der Alleinherrschaftsphase Konstantins gingen daher zunächst an diesen jungen Leuten weitgehend vorbei.

Im dritten Kapitel stellt Watts „The System“ und dessen zeitbedingt günstige Rahmenbedingungen vor: die politische Stabilität und wirtschaftliche Prosperität dank der Reformen in der diokletianisch-konstantinischen Zeit, die

der jungen, gerade auch aus der Provinz stammenden Elite zur Zeit Konstantins und seiner Söhne günstige berufliche Startbedingungen im kaiserlichen Dienst bot. Der Autor erläutert an Briefen des Libanios die Funktionsweise der gesellschaftlichen Netzwerke für Berufseinsteiger und skizziert anschließend für die vier näher betrachteten Eliteangehörigen bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts die ersten Schritte in ihrer jeweiligen beruflichen Laufbahn, in der jeder auf seine Weise erfolgreich war. Für die 350er Jahre vertieft Watts diesen Aspekt mit Blick besonders auf die mittleren Lebensjahre des Libanios und des Themistios im vierten Kapitel unter dem Titel „Moving Up in an Age of Uncertainty“. Vor dem Hintergrund der politischen und religiösen Entwicklungen dieser Zeit, die zur Alleinherrschaft des Constantius II., zu konfessionellen Konfrontationen zwischen dem nizänischen Christentum und ‚arianischen‘ Richtungen sowie zu antipaganen Maßnahmen des Kaisers führten, stellt Watts die bedeutende Rolle des Philosophen Themistios für das Herrscherbild, das Constantius II. vermittelt wissen wollte, und die positiven Folgen dieses panegyrischen Engagements für die politische Laufbahn des Themistios dar, während Libanios erfolgreich das Ziel verfolgte, sich als Rhetoriklehrer endgültig in seiner Heimatstadt Antiochia zu etablieren. Für sie zahlte sich also die Kooperation mit dem Kaiser aus, auch wenn ihnen die Richtung, die dieser in der Religionspolitik einschlug, nicht behagen mochte.

Das fünfte Kapitel, die Mitte der Darstellung, trägt den Titel „The Apogee“ und behandelt im wesentlichen die Zeit der Alleinherrschaft Julians und die Repaganisierungsbemühungen dieses Kaisers. Zu bezweifeln ist aber, ob diese Jahre außer ganz allgemein im Sinne der Lebensmitte für jeden der vier ausgesuchten Repräsentanten der „final pagan generation“ wirklich einen ‚Höhepunkt‘ darstellten: Für den in Burdigala tätigen Ausonius stehen für diese Zeit keine auffälligen Quellenzeugnisse zur Verfügung, und Praetextatus wurde 362 Proconsul von Achaëa, doch beider Laufbahn hatte ihren Höhepunkt noch keineswegs erreicht. Themistios’ Stern dagegen sank aufgrund abweichender Auffassungen des neuen Kaisers über die staatstragende Rolle der Philosophie. Der einzige, für den die Regierungszeit Julians einen wirklichen Höhepunkt darstellte, ist Libanios, der sich der uneingeschränkten Gunst Julians erfreuen konnte, auch wenn er mit manchen Aspekten der Religionspolitik dieses Kaisers nicht einverstanden war, weil sie vom Herkommen abwichen, und er Menschen zu helfen suchte, die mit den kaiserlichen Maßnahmen in Konflikt gerieten.

Für ruhigeres Fahrwasser durch die bereits von Jovian eingeleitete größere Zurückhaltung in der Religionspolitik sorgte „The New Pannonian Order“ der Kaiser Valentinian und Valens, die Watts im sechsten Kapitel thematisiert. Nachdem Themistios bereits wieder unter Jovian eine aktivere Rolle hatte spielen können, änderte sich für Libanios, Ausonius und Praetextatus mit Valentinian und Valens die Lage: Die politischen Einflußmöglichkeiten für

Libanios schwanden, während Ausonius durch die Berufung als Prinzenerzieher an Valentinians Hof einen beachtlichen Aufstieg nahm und Praetextatus die römische Stadtpräfektur übertragen wurde. Neben einem Überblick über besondere Akzente der Verwaltungstätigkeit der beiden neuen Kaiser enthält das Kapitel Ausführungen darüber, wie sich die näher betrachteten Angehörigen der „final pagan generation“ in die Veränderungen einfügten, die der Wechsel des Kaiserhauses für sie persönlich mit sich brachte: „These men knew how to adapt, survive, and even thrive despite these very real changes“ (S. 148). Valentinian und Valens teilten weitgehend die traditionelle Ansicht über die Rahmenbedingungen des gesellschaftlichen Konsenses im Römischen Reich, da sie selbst in den 320er Jahren geboren waren. Als nach ihnen eine neue Generation aktiv wurde, änderte sich dies jedoch: „A generation gap loomed that the final pagan generation proved unprepared to bridge“ (S. 148).

Die dadurch eingeleiteten Veränderungen thematisiert Watts in den nächsten beiden Kapiteln über „Christian Youth Culture in the 360s and 370s“ sowie „Bishops, Bureaucrats, and Aristocrats under Gratian, Valentinian II, and Theodosius“. Nach der Jahrhundertmitte zeigte sich nach Watts, daß die Söhne der „final pagan generation“, die aufgrund des Bedarfs an Verwaltungspersonal gute Aussichten hatten, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten und in das überkommene politische System einzutreten, mehr und mehr Möglichkeiten außerhalb des Staatsdienstes suchten, zum Beispiel in der christlichen Kirche oder gar in der Askese. Watts weist auf die Vorbildwirkung der *vita Antonii* des Athanasios für die daraus sich ergebenden abweichenden Lebensmodelle hin und stellt einige Beispiele für derartige Laufbahnwechsel vor: den Weg des Ambrosius ins Bischofsamt, auch die Abwendung des Johannes Chrysostomos, des Gregor von Nazianz, des Basilios von Kaisareia oder des Amphilochios von Ikonion von einer weltlichen Laufbahn, samt den Verwerfungen im Verhältnis zu ihren Angehörigen, die „a rejection of the system in which they had been trained to excel“ (S. 164) angesichts der Erwartungen der Generation ihrer Eltern mit sich bringen konnte. Mit diesen unerwartet neuen Tendenzen in der jungen Elite mußte die römische Gesellschaft umzugehen lernen. In diesen Zusammenhang hätte auch die in Quellen recht gut dokumentierte Auseinandersetzung des – Christen – Ausonius mit seinem ehemaligen Schüler Paulinus von Nola nach dessen Entscheidung für ein Leben in Askese gut gepaßt, doch diesem Thema widmet Watts nur wenige Worte im Schlußkapitel (vgl. S. 217).

Den damit einhergehenden Veränderungen stellten sich die jüngeren Kaiser der Generation nach Valentinian I. und Valens. Gratian und Theodosius wagten neue Schritte in der Religionspolitik. Zwar suchten sie sich die Verwaltungserfahrung der „final pagan generation“ zu sichern, ließen zugleich aber auch den zunehmenden Einfluß jüngerer Christen auf die Gestaltung ihrer Politik zu. Darin sieht Watts „the gradual transition from an empire

whose rulers depended primarily on traditional elite officeholders to one in which Christian figures who had once opted out of the imperial system felt empowered to insert themselves into its policy deliberations“ (S. 168). In diese Tendenzen ordnet er unter anderem das Wirken des Ausonius in Gratians Diensten und die Bemühungen des Theodosius ein, sich angesichts einer veränderten Politik gegenüber den Goten – mit Hilfe des Themistios – als politischer Reformers zu geben. Für die religionspolitischen Anliegen engagierte Theodosius nacheinander Gregor von Nazianz und Nektarios als Bischöfe von Konstantinopel, mit unterschiedlichem Erfolg, was deren Verwaltungsgeschick betrifft. Doch stellt Watts positiv heraus, wie gut es Theodosius verstand, für unterschiedliche Themen auf unterschiedlich ausgerichtetes Personal zurückzugreifen. Angesichts jetzt divergierender Interessen ursprünglich homogener Kreise der Elite konnte die Artikulation voneinander abweichender Interessen auf die Dauer nicht ausbleiben. Dies illustriert Watts am Streit um den Victoria-Altar, bei dem eben die jüngere, christlich sozialisierte Generation eines Ambrosius ihre Interessen durchzusetzen wußte: „The growing resonance of these outsider voices would soon come to threaten the broad religious and social consensus that the final pagan generation expected the imperial system to preserve“ (S. 189).

Mit diesem Satz ist das Ergebnis des Untersuchungsganges, den Watts in diesem Buch verfolgt, so gut wie formuliert. Daher erwartet man von dem letzten Kapitel „Old Age in a Young Man’s Empire“ eigentlich nichts Neues mehr. Hier bietet Watts noch einige Beispiele für die Konfrontation generationenbedingt unterschiedlicher Anschauungen, indem er zum Beispiel die Reaktionen des Libanios und des Johannes Chrysostomos auf den sogenannten Statuenaufstand von 387 in Antiochia vergleicht und Libanios’ Rede *Pro Templis* (or. 30) in die religionspolitischen Tendenzen der letzten Lebensjahre des Rhetors einordnet. Mit dem Abtreten der „final pagan generation“ gegen Ende des vierten Jahrhunderts faßt Watts in einem kurzen Schlußkapitel „A Generation’s Legacy“ zusammen, die er zu guten Teilen aus Äußerungen zusammenträgt, die andere, jüngere Zeitgenossen oder die spätantike Nachwelt über sie getroffen haben. Ihnen billigt Watts zu, durchaus klar die generationenbedingte Auseinanderentwicklung im Selbstverständnis zwischen den in der ersten Hälfte der Regierungszeit Konstantins geborenen Eliteangehörigen und ihren Kindern gesehen zu haben. Damit, daß Historiker von heute diese Tatsache nicht so klar zu erkennen scheinen, rechtfertigt Watts sein Buch.

Mit dieser Darstellung bietet Watts Einblick in die Jahre und Jahrzehnte, in denen der traditionelle gesellschaftliche Grundkonsens der römischen Elite infolge zunehmender Christianisierung verloren ging und sich das Normengefüge dieser Oberschicht auf andere Werte ein- und umstellte, die über den Mentalitätswandel im Selbstverständnis der Elite und damit auch für deren

Rolle im Staat bedeutende Veränderungen mit sich brachte. Aus dem vielversprechenden Blickwinkel ausgewählter Vertreter der „final pagan generation“ geht er das vierte Jahrhundert chronologisch durch und untersucht es auf die Kräfte der Beharrung ebenso wie auf die Anzeichen für Veränderung. Bei deren jeweiligen Trägern macht er signifikante Anhaltspunkte für einen Generationenkonflikt aus, der sich an der Frage entzündete, in welchen Formen und ob überhaupt das überkommene gesellschaftliche System und sein im wesentlichen pagan orientierter Rahmen weitergetragen werden konnten. Die von Watts im einzelnen wiedergegebenen Inhalte sind dabei keineswegs neu, wohl aber deren Zusammenstellung: So werden auf abwechslungsreiche Weise mittels exemplarischen Vorgehens Einsichten in eine grundsätzliche gesellschaftliche Transformation geliefert und die damit verbundenen Veränderungen recht genau benannt sowie chronologisch und soziologisch eingeordnet.

Watts' Forschungsinteressen und methodischer Zugriff fügen sich in einen Rahmen ein, den vor allem Peter Brown in zahlreichen Untersuchungen abgesteckt hat. Die Darstellung öffnet sich nicht zuletzt auch einem breiteren Lesepublikum, wie unter anderem die des öfteren eingestreuten aktualisierenden Vergleiche aus der heutigen Lebenswelt erkennen lassen, mit denen Watts antike Verhältnisse zu veranschaulichen sucht. In jedem Kapitel orientiert Watts den Leser umsichtig, indem er jeweils seine Ziele benennt und die Ergebnisse zusammenfaßt. So lassen sich die Veränderungen im Laufe der Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts Schritt für Schritt gut erfassen. Die leider im Anhang statt als Fußnoten angefügten ausführlichen Anmerkungen geben eine umfassende Quellenarbeit und reichhaltige Literaturlauswertung – in gewissem Umfang auch deutschsprachiger Darstellungen – zu erkennen, wie sie intensiver Forschungstätigkeit eigen ist. So illustriert Watts an gut ausgesuchten Beispielen den Konflikt in der Oberschicht des Römischen Reiches zwischen der noch pagan sozialisierten Generation, die in den Jahren vor der Alleinherrschaft Konstantins des Großen geboren wurde, und der bereits unter deutlich christlichem Einfluß herangewachsenen jüngeren Generation. Auch wenn der Ansatz des transformationsorientierten Denkens beim Epochenübergang von der Spätantike zum Frühmittelalter generell Kontinuitäten statt gewaltsamer Auseinandersetzungen, in denen sich radikale Brüche manifestieren, in den Vordergrund stellt, macht Watts im Denken der Beteiligten doch Unterschiede in einer Qualität aus, die sich, wenn auch begrenzt, in brutaler Gewalt entladen konnten, wie er es zu Beginn und am Ende seiner Darstellung an der Zerstörung des Serapeions von Alexandria im Jahre 391 aufzeigt. Dies dient ihm zur Veranschaulichung einer Fragestellung, die er an gut gewählten Beispielen in einer Art und Weise behandelt, die auch dem mit vielen Einzelheiten vertrauten kundigen Leser aufgrund des spezifischen Blicks auf den Generationenumbruch nach der Mitte des vierten Jahrhunderts Gewinn bringt.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Carola Föllner/Fabian Schulz (Hrsgg.): *Osten und Westen 400–600 n.Chr. Kommunikation, Kooperation und Konflikt*. Stuttgart: Steiner 2016 (Roma aeterna 4). 316 S. EUR 58.00. ISBN 978-3-515-10942-0.

Der Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter ist unter der Fragestellung nach Kontinuitäten und Brüchen in den vergangenen Jahren intensiv untersucht worden. Diese Perspektiven bereichert der von Carola Föllner und Fabian Schulz herausgegebene Tagungsband um Studien über das Problem der Auseinanderentwicklung von Osten und Westen des Römischen Reiches mit dem Ziel, die Phänomene der „Ausbildung dieser kulturellen Differenzierung, die für die weitere Entwicklung Europas wesentlich ist“ (S. 9), interdisziplinär des Näheren zu erforschen. Ausgehend von der Herrschaftsteilung unter den Theodosius-Söhnen Arcadius und Honorius im Jahre 395, nimmt der Band für diese Auseinanderentwicklung die rund zweihundert folgenden Jahre in den Blick. Die damit verbundenen Prozesse werden in fünfzehn Beiträgen behandelt, die zu fünf Abschnitten gruppiert sind.

Der erste Teil unter dem Titel „Identitätskonstruktion. Abgrenzung vom Westen durch *paideia*?“ untersucht in drei Beiträgen die dem Osten eigenen paganen wie auch christlichen Bildungsvorstellungen. Dabei stellen die Aufsätze Jan Stengers und Matthias Beckers Aspekte der Abgrenzung des Ostens gegenüber dem lateinischen Westen in den Vordergrund, während es Oliver Schelske umgekehrt um die gemeinsamen Bildungsgrundlagen beider Reichshälften geht. An Libanios, Himerios und Themistios illustriert Stenger angesichts sich im vierten Jahrhundert verändernder allgemeinpolitischer Rahmenbedingungen Urteile von einer „Außenperspektive auf den Westen . . . , als handelte es sich um ein fremdes Land“ (S. 34). Er interpretiert die mit griechischer Sprache und Kultur unter diesen Bedingungen verbundene Selbstgewißheit als denkbare „Kompensationsstrategie“ (S. 35), angesichts welcher eine Identifikation mit dem Westen und mit den gemeinsamen Anliegen des Gesamtreichs kaum noch in Frage kam. Entsprechende Beobachtungen formuliert Becker mit Blick auf die Kollektivbiographie des Eunap. Schelske nimmt unter Berücksichtigung der Entwicklung des Christentums in der Spätantike allerdings eine andere Perspektive ein: Er konstatiert für den paganen Bereich ein grundsätzliches Festhalten an der gemeinsamen griechisch-römischen Bildung und stellt dieser angesichts fortschreitender Christianisierung und damit verbundener „Konzentration auf den eigenen Sprachraum“ (S. 69) eine deutliche Abnahme des gegenseitigen Verständnisses für die lateinisch bzw. griechisch dominierten Regionen des Römischen Reiches gegenüber. Damit arbeitet er gleichzeitige gegenläufige Tendenzen heraus, die sich angesichts zunehmender Verbreitung des Christentums und eines

dadurch veränderten Bildungsverständnisses aufs Ganze gesehen zugunsten der Auseinanderentwicklung auswirkten.

Weitere Alteritätsaspekte werden unter dem Titel „Wahrnehmung des anderen. Außenperspektiven auf Ost und West“ in den drei Beiträgen des zweiten Teils untersucht. Hans-Werner Goetz richtet den Blick auf die Wahrnehmung des byzantinischen Ostens bei den fränkischen Geschichtsschreibern Gregor von Tours und Fredegar und damit auf Kenntnisse, die durchaus vorhanden seien, aber „nur bei Bedarf ausführlicher aktiviert“ (S. 95) würden. Die ins Mittelalter führenden Transformationen sieht Goetz vor allem in einer episodenhaft veranschaulichten Modellfunktion von Byzanz im Sinne einer „ins Christliche und Ethische transportierten Bedeutung“ (S. 96) repräsentiert, keineswegs aber in einer Profilierung fränkischer Identität. Beobachtungen zur Rezeption der Schlacht von Vouillé (507) in Quellen des sechsten Jahrhunderts führen Christian Stadermann zu der Feststellung, in den Texten erkennbare lokale Interessen sprächen gegen das Vorhandensein einer mit dem Sieg über die Westgoten bereits gegebenen gesamtfränkischen Identität; doch habe Gregor von Tours diesem Ereignis später eine epochale Bedeutung im Sinne der politischen und konfessionellen Einigung Galliens zugesprochen, die auf dem Wege der Rezeption „in der Erinnerungsbildung dominierend“ (S. 113) wurde. Anhand von Quellen aus der vor allem im persischen Zweistromland aktiven ostsyrischen – oder nestorianischen – Kirche beleuchtet Dmitrij F. Bumazhnov, wie das christliche Byzanz zwischen dem vierten und achten Jahrhundert aus dieser Perspektive von außerhalb des Römischen Reiches wahrgenommen wurde, und zwar zunächst positiv, doch nach dem Konzil von Chalkedon im Jahre 451 als eine „Brutstätte der Irrlehren“ (S. 128). Eine solche zunehmend distanzierende Einschätzung beförderte die Selbständigkeit der ostsyrischen Kirche.

Der dritte Teil über „Gelingende, misslingende und fehlende Kommunikation. Päpste und Bischöfe und der Osten“ thematisiert Formen des Umgangs kirchlicher Vertreter des Westens und des Ostens miteinander. Fabian Schulz untersucht an den Kontakten des Augustinus und des Hieronymus deren Verhältnis zum Osten und konstatiert nicht nur an dem Bischof von Hippo, sondern auch an dem in Bethlehem gestorbenen Hieronymus, wie sehr beider Bild vom Osten auf Stereotypen beruht und sie dem Westen innerlich verbunden blieben. Am Beispiel von Briefen des römischen Bischofs Simplicius (468–483) geht Sebastian Scholz im Zusammenhang mit der zwischen dem Westen und dem Osten strittigen Durchsetzung der Beschlüsse des Konzils von Chalkedon (451) der Kommunikation der Päpste mit den Bischöfen im Osten nach. Diese Kontakte verliefen sozusagen ausschließlich über den Bischof von Konstantinopel und den Kaiser, auf dessen Einflußnahme die römische Seite vertraute, ohne sich um anderweitige nennenswerte direkte Kontakte mit dem Osten zu bemühen. Sodann behandelt Carola Föllmer mit dem Streit

um den Titel des „Ökumenischen Patriarchen“ ein weiteres Kommunikationsproblem zwischen dem Osten und dem Westen, das in der Auseinandersetzung zwischen Gregor dem Großen und dem Bischof von Konstantinopel am Ende des sechsten Jahrhunderts Gestalt gewinnt. Dabei plädiert Föllner für eine Neubewertung dieses Streits, bei dem Gregor keineswegs seinen Primatsanspruch gefährdet gesehen habe, als Mißverständnis, weil Osten und Westen wegen ihrer „grundlegenden Differenzen in den semantischen Zuschreibungen“ (S. 187) aneinander vorbeigeredet hätten: Dem Osten sei es um eine „ehrfördernde Bezeichnung“ (S. 188) gegangen, während diese dem westlichen Verständnis von Demut zuwidergelaufen sei.

Im vierten Teil stehen mit „Krieg und Konflikt. Ost und West im Vergleich“ militärische Aspekte im Mittelpunkt. Guido M. Berndt stellt den Weg der ostgotischen Krieger Theoderichs in den fünf Jahrzehnten seit den 470er Jahren vor, der sie vom Osten in den Westen führte und die gewaltsamen Konflikte zu deren Versorgung nach dem Zug auf die italische Halbinsel durch stabile Kooperationen ersetzte, die den Kriegerverband durch dessen Verwandlung in ein stehendes Heer grundlegend veränderten. David Jäger exemplifiziert die Kritik an den Positionen der sogenannten „Neuen deutschen Verfassungsgeschichte“ an einem qualitativen Ansatz, der sich an empirischer Quellenforschung orientiert und beispielhaft mit dem an östlichen Quellen vorgestellten hunnischen Sozialgefüge zur Zeit Attilas und an westlichen Quellen behandelten militärischen Operationen zur Zeit des Westgotenkönigs Eurich „das ‚Kriegersein‘ als Erwerbsweise – als ein Modus – auf der Deutungsebene“ (S. 221) zu erfassen sucht. Jäger kann nicht ganz verhehlen, daß seine methodischen Überlegungen nur ansatzweise wirklich weiterführen. Ferner steuert Anne Poguntke die Verhältnisse im Westen und im Osten vergleichende, an Stilicho und Gainas exemplifizierte Überlegungen zum Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Heermeister im fünften Jahrhundert bei. Damit kann sie Unterschiede im Umgang zwischen Kaiser und Heermeister herausstellen, die im Westreich den *magistri militum* eine herausragende Position sicherten, während ihr Einfluß im Osten ab 400 zurückgedrängt wurde. Am Beispiel der antichalkedonischen Religionspolitik des Usurpators Basiliskos in den Jahren 475 und 476 zeigt Katharina Enderle die in diversen Quellen nachweisbaren Endzeiterwartungen auf.

In dem kurzen fünften Teil sind „Methodische Perspektiven“ zusammengetragen, die im wesentlichen aus einem Aufsatz von Tobias Schöttler über die Bedingungen des Sprachverstehens und einigen Äußerungen von Uwe Walter zu grundlegenden konzeptionellen Fragen im Kontext der mit dem Sammelband verfolgten Zielsetzung bestehen.

Im Interesse des Vergleichs zwischen dem spätantiken Westen und Osten zu dem Zweck, Aspekte der Auseinanderentwicklung zwischen den beiden Reichsteilen zu dokumentieren, spricht der Sammelband sehr unterschied-

liche Inhalte an, die zu den vier Themen der Identität durch Bildung, der Wahrnehmung des anderen, der vorhandenen Kommunikationsprobleme und der Fragen von Kriegen und Konflikten gruppiert sind. Methodische und theoretische Probleme werden zum einen gesondert im letzten Teil, bei Bedarf aber immer wieder auch in einzelnen Beiträgen angesprochen. Dabei stehen vor allem kommunikationsbedingte Differenzen im Vordergrund, die größtenteils auf überzeugende Weise mit der Auseinanderentwicklung zwischen Ost und West in der Spätantike verbunden werden. So ergibt sich anhand der aufgenommenen Beiträge ein vielfältiges Kaleidoskop von Hinweisen auf die Gründe für eine zunehmende Entfremdung zwischen den Reichsteilen, ohne daß damit die „größeren, überpersönlichen und situationsübergreifenden Bedingungen von Homogenität und Dissoziation“ (Walter, S. 304) schon erschöpfend behandelt wären.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Werner Eck: *Judäa – Syria Palästina. Die Auseinandersetzung einer Provinz mit römischer Politik und Kultur*. Tübingen: Mohr Siebeck 2014 (Texts and Studies in Ancient Judaism. 157). XIV, 307 S. EUR 119.00. ISBN: 978-3-16-153026-5.

Es erscheint auf den ersten Blick als Zufall, dass bereits der erste Aufsatz, den Werner Eck zu Beginn seiner ausgesprochen produktiven Karriere veröffentlichte, sich mit L. Flavius Silva, dem Eroberer von Massada, beschäftigte.¹ Auch wenn dies, so Eck in seiner Einleitung der hier anzuzeigenden Aufsatzsammlung (S. V–VII), nicht vorauszusehen gewesen sei, beschäftigte sich der Kölner Althistoriker und Epigraphiker immer wieder, und vor allem in den letzten fünfzehn Jahren seit Beginn seiner Arbeit am *Corpus Inscriptio-num Iudaeae/Palaestinae* (CIIP) intensiv mit den epigraphischen Zeugnissen der Region sowie mit der Geschichte des Bar Kochba-Aufstands. Der hier vorliegende Sammelband vereint vierundzwanzig Aufsätze von Werner Eck (nos 7, 16, 17 und 21 wurden gemeinsam mit Hanna Cotton, no. 11 mit Boaz Zissu sowie no. 20 mit Andreas Pangerl verfasst), die zwischen den Jahren 1992 und 2012 veröffentlicht wurden. Die Sammlung ist in zwei größere Abschnitte aufgeteilt, die einmal mit „Inschriften als Objekt und Subjekt einer Provinzgeschichte“ (nos 1–11, hierbei sind drei allgemeine Betrachtungen acht spezifischeren Studien vorangestellt) und mit „Eigenheiten und Wandlungen in einer Provinz“ (nos 12–24) überschrieben sind, innerhalb derer der Bar Kochba-Aufstand häufig eine besondere Rolle spielt. Die Veröffentlichung dieser thematisch zusammenhängenden Texte vereint in gesammelter Form an einem Publikationsort hat zahlreiche Vorteile und stellt für alle, die sich mit der römischen Politik und Administration in der Region beschäftigen, eine große Arbeitserleichterung dar. Die einzelnen Beiträge sind (in unterschiedlichem Maße) überarbeitet, haben deswegen eine neue Paginierung und weisen viele Querverweise untereinander auf. Ein ausführliches Register (Namensindex, Ortsindex sowie Sachindex; S. 299–307) erleichtert die Benutzung des Bandes ebenfalls. Alle hier vereinten Texte sind bereits erschienen, manche davon in mehr oder weniger veränderter Form sogar mehrfach (z.B. no. 1 sowie no. 4),² lediglich zwei Beiträge (no. 1 bzw. no. 21) werden hier erstmals auf Deutsch vorgelegt. Etwas bedauerlich ist, dass jenseits von einigen wenigen

1 Vgl. W. Eck: Die Eroberung von Masada und eine neue Inschrift des L. Flavius Silva Nonius Bassus. *ZNTW* 60, 1969, 282–289.

2 Beitrag no. 1 erschien 1998 in den Akten der 9. Französisch-Italienischen Epigraphikertagung in Macerata 1995 sowie im gleichen Jahr im zweiten Band der ausgewählten und erweiterten Beiträge Werner Ecks (hg. von R. Frei-Stolba und M. Speidel); Beitrag no. 4 erschien 2009 in Zusammenarbeit mit H. Cotton auf Englisch in einer israelischen Festschrift und in deutlich veränderter Form auf Deutsch zwei Jahre später in der Zeitschrift *Picus*.

bei einzelnen Aufsätzen eingestreuten Abbildungen der Band keinen Tafelteil mit Photographien von allen besprochenen epigraphischen Zeugnissen enthält. Dennoch vermag gerade die hier getroffene Auswahl in ihrer neu angeordneten Gesamtheit durch die epigraphische Expertise Ecks eindrucksvoll aufzuzeigen, wie sich gerade durch Neufunde (aber auch durch Neuinterpretationen) von Inschriften unser Bild auf die Region verändert, die, wie vor allem Beitrag no. 5 deutlich macht, keineswegs so sehr als Sonderfall erscheint, wie bislang vermutet wurde, und auch davon, wie der Bar Kochba-Aufstand eine ernste Bewährungsprobe für den römischen Kaiser, seine Provinzialverwaltung und sein Heer darstellte. Im Folgenden sollen die einzelnen Beiträge in Kürze vorgestellt werden – auf eine Zusammenfassung der ersten drei Aufsätze, die zu den bekanntesten von Werner Eck zählen und (im Vergleich zu den weiteren einundzwanzig Texten) eher allgemeine Fragen, die nicht auf den römischen Nahen Osten beschränkt sind, behandeln, wurde hierbei verzichtet.³

No. 4. Lucius Flavius Silva, Bürger von Urbs Salvia und Eroberer von Masada (S. 66–73)⁴

Als Eroberer der letzten von den aufständischen Juden gehaltenen Festung Masada hat das Geschichtswerk des Flavius Josephus den L. Flavius Silva berühmt gemacht. Inschriftlich fassbar ist der Mann jedoch nicht in der Provinz Iudaea, sondern lediglich in seiner Heimatstadt Urbs Salvia (Urbisaglia/Macerata), wo er ein Amphitheater errichten ließ, über dessen Eingängen diverse Laufbahnschriften uns etwa darüber informieren, dass L. Flavius Silva 81 n. Chr. den Konsulat bekleidete (als einer der wenigen unter Vespasian und Titus amtierenden ordentlichen Konsuln, die nicht der kaiserlichen Familie angehörten). Worüber die Inschriften schweigen, ist jeder militärische Erfolg in Iudaea. Dies ist jedoch nach dem flavischen Triumph 71 n. Chr. nur verständlich, wäre eine Ehrung des erfolgreichen Legaten ja einem Eingeständnis gleichgekommen, dass nach 70 bzw. 71 n. Chr. *Iudaea*

³ Es handelt sich hierbei um die drei wichtigen Aufsätze 1. Administrative Dokumente: Publikation und Mittel der Selbstdarstellung (S. 3–24; Erstveröffentlichung in: G. Paci (Hrsg.): *Epigrafia Romana in Area Adriatica*, Actes de la IX^e reunion franco-italienne sur l'épigraphie du monde Romain, Macerata 1995. Pisa/Rom 1998, 343–366 = R. Frei-Stolba/M. Speidel (Hrsgg.): W. Eck, Die Verwaltung des römischen Reiches in der Hohen Kaiserzeit. Ausgewählte und erweiterte Beiträge. Basel 1998, II, 359–381), 2. Öffentlichkeit, Monument und Inschrift (S. 25–46; Erstveröffentlichung in: S. Panciera (Hrsg.): XI Congresso Internazionale di Epigrafia Greca e Latina. Rom 1999, II, 55–75) und 3. Kommunikation durch Herrschaftszeichen: Römische Amtsträger in den Provinzen (S. 47–65; Erstveröffentlichung in: O. Hekster/S. Schmidt-Hofner/C. Witschel (Hrsgg.): *Ritual dynamics and religious change in the Roman Empire*. Leiden 2009, 213–237).

⁴ Erstveröffentlichung in: *Picus* 31, 2011, 45–53.

eben nicht, wie die Münzprägung verkündete, gänzlich *capta* gewesen sei. Vielleicht, so vermutet Eck, war ja der Konsulat im Jahre 81 n.Chr. die späte Anerkennung der militärischen Verdienste des L. Flavius Silva (S. 66–67). Insgesamt weniger mit dem kaiserlichen Legaten und Eroberer von Masada beschäftigt sich jedoch dieser vierte Beitrag der Sammlung, der eine Reihe von epigraphischen Detailstudien eröffnet. Ein in den 1970er Jahren auf dem Felsendomplateau aufgetauchtes Fragment eines Jerusalemer Ehrenbogens steht vielmehr im Zentrum der Erörterungen, die Eck zusammen mit H. Cotton bereits in der Festschrift für Israel Shatzman 2009, zwei Jahre vor dem ersten Erscheinen dieser deutschen Fassung, veröffentlicht hatten. Grund für die häufige Wiederpublikation ist eine Forschungsdebatte mit Tibor Grüll, der dieses Fragment in zwei Aufsätzen dem L. Flavius Silva zuschreiben möchte,⁵ während Eck und Cotton das Fragment deutlich später, nach der Errichtung von Aelia Capitolina, datieren und L. Flavius Silva als Ehrenden in der Inschrift mit guten Argumenten klar ausschließen.⁶

No. 5. Flavius Iuncus, Bürger von Flavia Neapolis, ein kaiserlicher Prokurator? Zur Integration der Führungsschichten der Provinz Iudaea ins römische Imperium (S. 74–82)⁷

Für den römischen Konsular Q. Pompeius Falco errichtete die Stadt Flavia Neapolis Samaria aus der Provinz Iudaea im Jahre 123/124 n.Chr. eine Ehrenstatue in Ephesos. Dafür waren zwei hochangesehene Bürger von Flavia Neapolis zuständig, Flavius Iuncus und Ulpius Proculus.⁸ Pompeius Falco war zuvor, 105/106–108, Statthalter in Iudaea gewesen, und eine Ehrung als Soter und Euergetes durch eine mit ihm offenbar eng verbundenen Stadt erscheint zunächst keine Besonderheit. Dennoch ist, wie Eck in diesem Beitrag eingangs aufzeigt (S. 75–76) diese Ehrung ein gänzlich singulärer Fall: Es gibt zahllose Beispiele für solche Statuendedikationen für Konsulare, jedoch finden sich diese grundsätzlich an einem (oder mehreren) von drei

5 Vgl. T. Grüll: A fragment of a monumental Roman inscription at the Islamic Museum of the Haram ash-Sharif. IEJ 56, 2006, 183–200, sowie ders.: Un' epigrafe frammentaria di Flavius Silva ritrovata recentemente sul monte del tempio di Gerusalemme. Picus 26, 2006, 45–53.

6 Vgl. W. Eck: Ehret den Kaiser. Bögen und Tore als Ehrenmonumente in der Provinz Iudaea. In: M. Perani (Hrsg.): The words of a wise man's mouth are gracious (Qoh 10,12). FS G. Stemberger, Berlin 2005, 153–166, sowie H. Cotton/W. Eck: An imperial arch in the Colonia Aelia Capitolina: a fragment of a Latin inscription in the Islamic Museum of the Haram ash-Sharif. In: J. Geiger/H. Cotton/G. Stiebel (Hrsg.): Israel's land: FS I. Shatzman, Jerusalem 2009, 97*–118*.

7 Erstveröffentlichung in: Acta Classica 42, 1999, 67–75 (Gedenkschrift zu Ehren von U. Vogel-Weidemann).

8 Vgl. AE 1972, 577 = Inschriften von Ephesus III 713.

potentiellen Aufstellungsorten, a) in Rom, b) in der Heimatstadt des Geehrten und/oder c) in der ehrenden Stadt selbst. Pompeius Falco stammte allerdings vermutlich aus Sizilien, in Ephesos war er lediglich tätig als Prokonsul in Asia, dessen Hauptstadt Ephesos war, und wo die Statue unweigerlich zurückblieb, nachdem Pompeius Falco sein Amtsjahr beendet hatte. Den Grund für diesen singulären Fall muss man, so Eck in diesem fünften Beitrag der Sammlung, in der Person des von Flavia Neapolis nach Ephesos gekommenen Flavius Iuncus sehen: Dieser (oder eine ihm gleichnamige und verwandte Person) ist aus einer anderen Inschrift ebenfalls aus Ephesos bekannt, in der sich das Personal des Prokurators der Provinz Asia unter einer Ehrenstatue ihres damaligen Vorgesetzten hat einmeißeln lassen.⁹ Eck verfolgt die Karriere des Iuncus, eines Ritters aus Flavia Neapolis, nach, welcher offenbar kurz nach dem Jahr 100 n.Chr. als Kommandant in Ägypten stationiert war, dann als Tribun die *cohors V Gemella civium Romanorum* übernahm, die nach dem Bar Kochba-Aufstand (und vermutlich auch bereits in trainaischer Zeit) in Syria Palaestina stationiert war. Iuncus wechselte dann als Tribun zur *legio X Fretensis*. Sein Kommando über die *coh. V. Gemella* lässt sich tentativ in die Zeit verorten, in der auch Pompeius Falco, der in Ephesos geehrte Konsular, Statthalter von Iudaea war (also ca. 105/106–108). Flavius Iuncus erscheint also als Auxiliarkommandeur unter diesem unter Traian und mehr noch unter Hadrian einflussreichen Mann, mit dem er zwangsläufig in engem beruflichen Kontakt stand, ein Kontakt, der der Karriere des Flavius Iuncus offenbar sehr zuträglich war – für Eck ein Musterbeispiel für „Verbindungen, die ein ganz wesentliches Element in dem Prozess bildeten, mit dem neue Familien aus den Provinzen in die Reichsführungsschicht integriert wurden“ (S. 78). Folgt man der epigraphisch überlieferten Laufbahn des Iuncus, so ist es vorstellbar, dass er seine drei ritterlichen administrativen Amtsstellungen sehr schnell, zwischen 117 und 123/124 n.Chr., ausgeübt hat und gerade dann in Ephesos als Patrimonialprokurator amtierte, als auch Pompeius Falco, unter dem er schon einmal gedient hatte, die Provinz Asia als Prokonsul von Ephesos aus leitete. Wenn man davon ausgeht, dass der in der Inschrift genannte Flavius Iuncus, der Bürger von Neapolis in Samaria, nicht gar mit dem ephesinischen Patrimonialprokurator identisch ist, sondern ein Verwandter von ihm war, so erwächst das Bild, dass seine Heimatstadt nicht ohne Grund genau diesen Repräsentanten zu genau dieser Zeit in genau diese Provinzhauptstadt entsandt hatte, um zwar Pompeius Falco als Soter und Euergeten zu ehren. Vielmehr wird der Prokurator Flavius Iuncus selbst ein Interesse gesehen

9 Vgl. AE 1935, 157 = Inschriften von Ephesus VII 2, 4112, vgl. zur Identifizierung des Iuncus auch H. Halfmann: Die Senatoren aus dem östlichen Teil des Imperium Romanum bis zum Ende des 2. Jh. n. Chr. Göttingen 1979, 146–147, H. Devijer: Equestrian officers from the East. In: Ders. (Hrsg.): The equestrian officers of the Roman imperial army. Amsterdam 1989, 354, sowie AE 1967, 452.

haben, die Ehrung in Ephesos durchzuführen, wo er sich in kaiserlichem Dienst gerade aufhielt. Mehr noch, Hadrian bereiste 124 die Provinz Asia und hielt sich am 29. August in Ephesos auf, wo er mit großer Wahrscheinlichkeit mit Pompeius Falco zusammentraf, selbst wenn dieser offiziell sein Prokonsulat schon in der Jahresmitte beendet hatte. Es steht anzunehmen, dass Flavius Iuncus um diese Konstellation wusste und seiner Heimatstadt die Anregung zur Statuenedikation nahegelegt hatte. Neben dieser überzeugenden Studie eines Einzelfalls trägt dieser Befund jedoch auch dazu bei, dass sich zunehmend unsere Sichtweise auf die Provinz Iudaea ändert: Während aus allen anderen Provinzen in den ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderten immer mehr Bewohner Aufnahme in die römische Reichsaristokratie fanden, fehlen Mitglieder des Senatorenstandes aus Iudaea. Der Fall des bereits in traianisch-hadrianischer Zeit zu einer Prokurator gelangenden Iuncus sowie einige andere von Eck aufgeführte ritterliche Familien aus der Region (vgl. S. 80–81) verändert das Bild einer nicht am allgemeinen Prozess der Integration in die reichsweite Führungsschicht partizipierenden Provinz Iudaea nicht unerheblich. Während bislang Zeugnisse über senatorische Familien weiterhin fehlen, liegt nun zumindest ausreichende Dokumentation über den Zugang zum Ritterstand und zu prokuratorischen Ämtern vor.

No. 6. Vier mysteriöse Rasuren in Inschriften aus Gerasa: Zum ‚Schicksal‘ des am Kampf gegen Bar Kochba beteiligten Statthalters Haterius Nepos (S. 83–91)¹⁰

Hadrian besuchte im Frühjahr 130 die Stadt Gerasa in der Provinz Arabia, wo ein Teil seiner Begleitung bereits den gesamten Winter 129/130 verbracht hatte, wie dies aus einer Weihung seiner *equites singulares* hervorgeht.¹¹ Vier Inschriften, die allesamt eine Rasur in ihrer letzten Zeile aufweisen, lassen sich mit dem kaiserlichen Besuch in Verbindung bringen. Bisher ging die Forschung (v.a. J. Starcky, C. Bennet, M. Sartre und G. Bowersock) davon aus, dass in diesen Inschriften jeweils der Name des kaiserlichen Legaten T. Haterius Nepos (u.a. bezeugt in zwei Papyri des Babatha-Archives) eradiert wurde. Eck weist in seinen Ausführungen nach, dass eine reichsweit vom Senat verhängte *damnatio memoriae* für Nepos auf keinen Fall möglich ist, da dieser Statthalter Arabiens, der maßgeblich an der Niederschlagung des Bar Kochba-Aufstandes beteiligt war, auch nach 130 n. Chr. lebte und in hohe politische Ehren aufstieg. Er bekleidete den Konsulat und wurde vom Kaiser mit den *ornamenta triumphalia* ausgezeichnet, der höchsten militärischen Ehrung, die seit Traians Dakerkrieg nicht mehr verliehen worden war. Eine reichsweite *damnatio* dieses in Rom in hohen Ehren stehenden Mannes ist

10 Erstveröffentlichung in: G. Paci (Hrsg.): Ἐπιγραφαί. Miscellanea epigrafica in onore di Lidio Gasperini. Rom 2000, Bd. 1, 347–362.

11 Vgl. AE 1915, 42.

also unmöglich, ebenso, dass lokal vom Rat der Stadt Gerasa beschlossen wurde, Nepos' Namen zu eradiieren. Generell, so Eck, sei die Nennung von Legaten in Inschriften in Gerasa selten, so dass er vermutet, dass sich gar kein Name an den eradiierten Stellen befand. Auffällig sei, dass in allen vier Inschriften der lange Name der Stadt Gerasa genannt ist (ἡ πόλις Ἀντιοχέων πρὸς τῷ τῶν Χρυσορόα τῶν πρότερον Γερασηνῶν), wie er sich sonst nur noch am unter Traian geweihten Nordtor sowie in der oben erwähnten Weihung der hadrianischen *equites singulares* aus dem Winter 129/130 findet, welche zusätzlich noch die alte hellenistische Formel *hiera et asylo(s) et autonomos* hinzugefügt haben. Vielleicht mag sich genau diese Formel, die in den vier mysteriösen Inschriften fehlt, an den Stellen der Rasuren gestanden haben.

No. 7. Ein Statthalter von Syria Palaestina unter Marc Aurel und Lucius Verus in einer Bauinschrift aus Jericho (S. 92?97)¹²

Mit einer bereits 1885 durch Clermont-Ganneau publizierten lateinischen Bauinschrift aus Jericho (CIL III 6645 = AE 1999, 1691) beschäftigt sich der siebte Beitrag des Bandes. Während Eck und Cotton die Identifizierung des Statthalters mit C. Iulius Commodus Orfitianus, wie sie bereits im CIL vorgeschlagen wurde, und der auch in einer Inschrift aus Caesarea belegt ist, nicht anzweifeln, bedarf die im CIL vorgeschlagene alleinige Nennung des Lucius Verus einer Revision. Eine ausschließliche Nennung des Mitkaisers des Marc Aurel ist nicht bekannt, dies hätte deutlich dem Prinzip der gemeinsamen Herrschaft widersprochen (S. 95). Statt der ursprünglichen Lesung der ersten beiden Zeilen der vierzeiligen Inschrift,

[*Imp. Caes. divi*] *Anton.*

[*f. L. Aurelio V*] *ero Aug.*

schlagen die Autoren hier die Lesart

[*Imp. Marco*] *Anton.*

[*et Lucio V*] *ero Aug.*

vor, wobei sowohl die Abkürzung *Imp(eratoribus)* als auch *Aug(ustis)* als Pluralformen zu verstehen seien, wie sich dies etwa auch in einem Text aus Troesmis,¹³ wohl aus dem Jahr 162, findet. Aufgrund der allgemein sehr knapp gehaltenen Inschrift wird für die dritte Zeile, im CIL

[*leg. ... f*] *jecit*

ausgeschlossen, dass es sich um eine Erwähnung einer *vexillatio* als Ausführende der Errichtung handeln könnte, weswegen es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit nur um die *leg(io) X Fret(ensis)*, die *leg(io) VI Ferr(ata)* bzw. um eine Auxiliereinheit handeln könne. Nachdem die zehnte Legion deutlich näher zu Jericho stationiert war, schlagen die Editoren folglich vor, den Text folgendermaßen zu ergänzen:

12 Erstveröffentlichung in: ZPE, 127, 1999, 211–215.

13 CIL III 6169.

[*leg(io) X Fret(ensis)]fecit*¹⁴

Hinsichtlich der vierten Zeile, in der der Statthalter Erwähnung findet, schlagen Eck und Cotton vor

[*sub Iul(io) Co]mmodo co(n)s(ulari)*¹⁵

zu lesen, wenngleich auch [*cur(ante) Iulio Co]mmodo co(n)s(ulari)* nicht auszuschließen sei, wenn auch weniger wahrscheinlich. Abschließend sind einige Überlegungen zur Funktion der Inschrift angefügt, neben etwa dem Eingang einer befestigten Anlage für die Auxiliereinheit oder eine Vexillation der *legio X Fretensis*, einer Straßenstation, einer Wasserleitung regen die Verfasser auch an, eine Anbringung an einem in Jericho befindlichen Gebäude zur Balsamproduktion nicht auszuschließen, an welcher der römische Fiskus und damit auch ein Statthalter C. Iulius Commodus Orfitianus besonderes Interesse hatten.¹⁶

No. 8. Eine Rasur auf einer Statuenbasis aus Jerusalem (S. 98–101)¹⁷

Der achte Beitrag ergänzt die Lesung einer Inschrift auf einer etwa einen Meter hohen Statuenbasis aus Jerusalem (CIL III 6641 = CIIP I 2, 721), welche in ZPE 169, 2009, 215–216 vorgeschlagen wurde. Nach erneuter Autopsie der Rundbasis im Herbst 2009 stellte sich heraus, dass die Inschrift auf Rasur geschrieben wurde. Durch die wenigen Spuren der vorherigen Inschrift lassen sich einige Rückschlüsse ziehen: Die frühere Inschrift war länger als die jetzige, sie war ebenfalls in lateinischer Sprache verfasst, eine *damnatio memoriae* eines Kaisers oder Statthalters ist anzunehmen (S. 98–99). Die zweite Inschrift kann auf die Jahre 197 bis 209 n. Chr. datiert werden, Eck vermutet, dass die Basis nicht über allzu viele Jahre oder gar Jahrzehnte unbenutzt geblieben sei (S. 99). In der eradierten Inschrift findet sich die römische Ziffer II, Eck zeigt auf, dass es sich dabei kaum um die *tribunicia potestas* eines Kaisers handeln könne, da unter den näheren Vorgängern von Septimius Severus nur über Commodus und Didius Iulianus eine Memorialstrafe verhängt wurde (S. 99–100). Letzterer wurde allerdings im Osten wohl kaum anerkannt, weswegen eine Jerusalemer Inschrift unwahrscheinlich erscheint. Eine Ziffer II in der Titulatur des Commodus hingegen erscheint ebenfalls nicht sehr

14 Vgl. hier S. 94 zum Zustand der Inschrift: „Teile der oberen Quer- sowie der senkrechten Haste des F sind noch sichtbar.“

15 Warum im Text des Beitrages zweifach der Name Iulius ausgeschrieben in der Inschriftenumschrift wiedergegeben wird, ist nicht ersichtlich. Eine Abkürzung Iul. ist – wie auch auf der auf S. 97 abgedruckten Rekonstruktionszeichnung präsentiert – aufgrund der geringen Buchstabenzahl pro Zeile wahrscheinlicher.

16 Siehe dazu auch den 17. Beitrag des Bandes, der ebenfalls in Zusammenarbeit mit H. Cotton verfasst wurde.

17 Erstveröffentlichung in: ZPE, 173, 2010, 219–221.

wahrscheinlich, da sein zweiter Konsulat auf das Jahr 179, seine zweite *tribunicia potestas* in das Jahr 177 weisen würde. Dass eine so frühe Statue des Commodus nach seiner Ermordung beseitigt worden wäre, hält Eck für unwahrscheinlich (S. 100). Die Anzahl der in Frage kommenden Senatoren ist freilich hoch, Eck schlägt C. Fulvius Plautianus, den langjährigen Prätorianerpräfekten und Verwandten des Severus, vor, über den etwa Cassius Dio berichtet, dass ihm viele Statuen in Rom und an zahlreichen anderen Orten errichtet wurden.¹⁸ 205 n. Chr. wurde Plautianus unter Caracalla ermordet, seine Statuen gestürzt und die Inschriften eradiert.¹⁹ Mit dieser Rasur, so Eck, erhöhe sich die Anzahl von eradierten lateinischen Texten aus Jerusalem auf drei, eine nicht geringe Anzahl angesichts der insgesamt so wenigen lateinischen epigraphischen Zeugnissen – vermutlich nicht mehr als etwa 53. Auch in einer so weit von Rom entfernten Stadt wie Jerusalem, resümiert Eck, waren die Auswirkungen römischer Politik sichtbar.

No. 9. Iulius Tarius Titianus als Statthalter von Syria Palaestina in der Herrschaftszeit Elagabals in Inschriften aus Caesarea Maritima und Hippos (S. 102–107)²⁰

Im neunten Beitrag verfolgt Eck den fragmentarisch erhaltenen Karriereweg eines Statthalters von Syria Palaestina, Iulius Tarius Titianus. Dieser Tarius Titianus ist epigraphisch in Takina und in Attaleia in Lycia-Pamphylia als Senator belegt, die Inschrift in Takina nennt ihn als *proconsul* in severischer Zeit, in Attaleia wird er als ἀνθύπατος Παμφυλίας [καὶ Λυκίας] bezeichnet.²¹ In Syria-Palaestina ist Tarius Titianus nicht nur durch eine Ehreninschrift in Hippos auf dem Golan belegt,²² sondern, wie Eck in diesem Beitrag deutlich macht, auch auf einer wiederverwendeten Säulenbasis aus Caesarea Maritima,²³ deren Text zwar fragmentarisch erhalten, aber kaum anders als mit C. Iulius Tarius Titianus als Geehrtem zu ergänzen und in die Zeit Elagabals zu datieren ist. Generell ist wenig über die Statthalter der Provinz Syria-

18 Cassius Dio 75,14,6 und 16,2; siehe auch Hist. Aug. Sept. Sev. 14,5.

19 Vgl. etwa G. Alföldy: Un'iscrizione di Patavium e la titolatura di C. Fulvio Plautiano. *Aquileia nostra* 50, 1979, 125–152 und R. Haensch: Eine Ehreninschrift für C. Fulvius Plautianus: MAMA X 467. *ZPE*, 101, 1994, 233–238.

20 Erstveröffentlichung in: *Gephyra* 9, 2012, 69–73.

21 Vgl., zu Tatia, IGR IV 881, und zu Attaleia, N. Gökalp: Iulius Tarius Titianus, proconsul of Lycia-Pamphylia, *Gephyra* 8, 2011, 125–128.

22 Vgl. A. Lajtar: An honorary inscription for the consularis Tarius Titianus. In: A. Segal (Hrsg.): *Hippos-Sissita. Tenth session of excavations July and September 2009*, Haifa 2009, 74–79.

23 Vgl. CIIP II 1231 – die Inschrift aus Hippos war zum Zeitpunkt der Drucklegung des Bandes noch nicht bekannt, so dass Ecks Beitrag hier auch eine Ergänzung der Edition darstellt.

Palaestina bekannt (vgl. S. 102–103), ferner ist dieser epigraphische Befund auch deswegen interessant, da Tarius Titianus zwei Gentilnomen führte (wobei er, vermutlich wegen der hohen Anzahl an Iuliern, Tarius bevorzugte). Weitere Untersuchungen zu Tarius' Herkunft enden jedoch zumindest vorerst recht bald, immerhin ist eine Iulia Taria Stratonice in den Akten der Säkularspiele des Jahres 204 unter den Frauen senatorischen Standes verzeichnet, die mit einem Laberius verheiratet war. Es steht anzunehmen, dass es sich bei Taria Stratonice um eine nahe Verwandte des C. Iulius Tarius Titianus handelte,²⁴ vielleicht seine Schwester, ihr Cognomen könnte vielleicht darauf hinweisen, dass sie und ihr Bruder aus einer hellenophonen Provinz des Römischen Reiches stammten.

No. 10. ALAM COSTIA CONSTITVERVNT. Zum Verständnis einer Militärschrift aus dem südlichen Negev (S. 108–115)²⁵

Eine bislang inkorrekt aufgelöste bzw. nicht befriedigend verstandene lateinische Inschrift vom Zugangstor eines Kleinkastells in Yotvata in der Negevüste steht im Zentrum der Ausführungen dieses Beitrags. Als problematisch erwies sich die Deutung der sechsten Zeile der Inschrift, *alam costia constituerunt*, was in der Editio princeps mit *alam c(um) <ostio> constituerunt* aufgelöst bzw. eher verändert wurde.²⁶ Eck weist nach, warum solch eine Textkonstruktion nicht möglich (und nicht sinnvoll) ist. Die einzig befriedigende Lösung sei, dass es sich beim genannten Costia um eine Ortsbezeichnung handle (und zwar um den antiken Namen des heutigen Yotvata, das bislang mit der Bezeichnung ad Dianam identifiziert wurde, bekannt aus der Peutingerkarte als erste Station nördlich von Aela). Für die Formel *ala <Ortsangabe im Ablativus loci> constituta* führt Eck dann auch zahlreiche Beispiele, vornehmlich aus den *Notitia Dignitatum*, auf. Dass das Kleinkastell für die Beherbergung einer ganzen Ala, also rund fünfhundert Mann, deutlich zu klein sei, sei angesichts der Praxis der Verteilung kleinerer Teilkontingente in diokletianischer Zeit kein Hindernis für diese Interpretation der Inschrift. Es ergibt sich also, dem Wortlaut des Textzeugnisses folgend, „dass die Kaiser durch die *providentia* des Statthalters Priscus eine Maßnahme, die die Dauerhaftigkeit des Friedens – *perpetua pax* – sichern sollte, getroffen hätten. Diese bestand darin, dass sie *alam Costia constituerunt*, d.h. eine Reitertruppe an einem Ort Costia stationierten“ (S. 110). Nachdem auf diversen Meilensteinen aus dem Negev als *caput viae* die Form *ab Osia* angegeben ist, vermutet Eck, dass es sich bei Costia und Osia entweder um

24 Vgl. AE 1932, 70 sowie auch M.-Th. Raepsaet-Charlier: *Prosopographie des femmes de l'ordre senatorial (I^{er}–II^e s.)*. Leuven 1987, 395–396.

25 Erstveröffentlichung in: *Klio* 74, 1992, 395–400.

26 Vgl. I. Roll: *A Latin imperial inscription from the time of Diocletian found at Yotvata*. *IEJ* 39, 1989, 239–260.

zwei Schreibweisen eines Ortes, nämlich des modernen Yotvata, handle, bzw. dass die auf den Meilensteinen überlieferte Form, Osia, die korrekte sei.

No. 11. A *Naclerus de oeco poreuticorum* in a new inscription from Ashkelon/Ascalon (S. 115–122)²⁷

Der Beitrag stellt eine Diskussion einer bisher unedierten lateinisch-griechisch-bilinguen Grabinschrift aus dem 2. oder 3. Jahrhundert aus Ascalon dar. Der Verstorbene, ein gewisser C. Comisius Memor, trug einen außerordentlich seltenen Namen (sowohl der Gentilnamen als auch der Beinamen sind selten belegt, Comisius lediglich im Westen des Reiches) und scheint vornehmlich lateinischsprachig gewesen zu sein, denn anders ließe sich die Erststellung des lateinischen Textes und die darin enthaltene Transkription der griechischen Berufsbezeichnung nicht erklären (S. 117–118): Comisius war *naclerus de oeco poreuticorum* (bzw. ναυκλήρος ἐξ οἴκου πορευτικῶν – so muss die letzte Zeile ergänzt werden). *Naclerus*, lateinisch *navicularius*, bezeichnet einen Schiffseigner bzw. -kapitän, der einem *collegium* (hier ἐξ οἴκου, wofür Eck andere epigraphische und papyrologische Belegstellen anführt) der *poreutici* angehörte. Diese, auch hierfür finden sich andere Belege, waren Kaufleute, die für den regelmäßigen Transport bestimmter Güter zuständig waren, mit größter Wahrscheinlichkeit in die Hauptstadt Rom. Abschließend fügt Eck einige Überlegungen an, um welches Gut es sich im Falle der Stadt Ascalon gehandelt haben mag. Er kommt (nach Ausschluss der Ascaloner Zwiebel, (κρόμου Ἀσκαλώνια) zu der ob der Bekanntheit des Ascaloner Weins, dessen Transportamphoren auch in Rom archäologisch nachgewiesen sind (einen Verweis auf die erhebliche Zahl von Funden der israelischen Unterwasserarchäologie könnte man hier auch anführen), wenig verblüffenden Vermutung, dass C. Comisius Memor wohl im Bereich des Weinexportes tätig war, was jedoch dahingehend verblüffend ist, da die meisten Zeugnisse zum Ascaloner Wein erst aus der Spätantike kommen.

No. 12. The Presence, Role and Significance of Latin in the Epigraphy and Culture of the Roman Near East (S. 125–149)²⁸

Auch der den zweiten Teil der Sammlung eröffnende Beitrag ist von genereller Natur und beschäftigt sich mit der Bedeutung der lateinischen Sprache im Nahen Osten in römischer Zeit. Eingangs weist Eck mit zahlreichen Beispielen darauf hin, dass die bisweilen geäußerte Annahme, dass die Kenntnis der lateinischen Sprache in direktem Zusammenhang mit der Romanisierung bzw. dem Besitz des römischen Bürgerrechts stehe, genauso irrig sei, wie die

27 Erstveröffentlichung in: SCI 20, 2001, 89–96.

28 Erstveröffentlichung in: H. Cotton/R. Hoyland (Hrsgg.): From Hellenism to Islam: cultural and linguistic change in the Roman Near East. Cambridge 2009, 15–42.

Annahme, dass die im epigraphischen Befund auf Stein ablesbare Dominanz von der lateinischen bzw. griechischen Sprache tatsächliche linguistische Realitäten abbilde. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Gesamtzahl lateinischer Inschriften wie man sie noch vor hundert Jahren etwa in CIL III (dessen letztes Supplement 1902 gedruckt wurde) kannte: Von den 1967 in CIL VI für die *colonia Heliopolis* verzeichneten etwa zweihundert lateinischen Inschriften finden sich in CIL III lediglich fünfundsiebzig, während 1902 bloß drei lateinische Inschriften aus Caesarea Maritima bekannt waren, finden sich nun in CIIP II zweihundervierundvierzig Zeugnisse (Meilensteine nicht mitgerechnet). Summa summarum erscheint es, dass mittlerweile etwa dreitausend lateinische epigraphische Texte aus dem Nahen Osten bekannt sind, während es 1902 lediglich halb so viele waren (S. 130). Auch der Vergleich der Anzahl griechischer mit lateinische Inschriften sagen wenig aus, so Eck: Während etwa in der altehrwürdigen Stadt Ephesos lediglich etwas weniger 10% der gefundenen Inschriften auf Latein seien, verhält es sich im bereits angesprochenen Heliopolis im heutigen Libanon mit 201 lateinischen versus 143 griechischen Inschriften völlig anders. Apamea in Bithynien, ebenfalls eine römische *colonia*, weist aber schon wieder ein anderes Bild auf, elf von zweiundsechzig Inschriften sind hier nur auf Lateinisch. Eck greift daher in seinen Ausführungen vier Orte heraus, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Verbreitung der lateinischen Sprache in der epigraphischen Überlieferung herauszuarbeiten, es sind dies die große Hafenstadt Ephesos, Perge in Lycia-Pamphylia, die *colonia Iulia Augusta Felix Heliopolis* sowie, in Iudaea, die *colonia Prima Flavia Augusta Caesariensium*. Eck kommt dabei zu dem Ergebnis, dass etwa der Befund aus Ephesos und Perge deutlich zeige, dass die Verwendung der lateinischen Sprache von der dominierenden römischen Macht niemals wirklich aufgezwungen wurde (S. 148). Sobald die Mitglieder der städtischen Oberschichten Monumente errichteten, die römische Kaiser oder Teile der Verwaltungselite ehren sollten, so geschah dies in der Regel in der griechischen Sprache. Lediglich im Kreis der *officiales* selbst spielte Latein eine Rolle in der inschriftlichen Überlieferung. Dennoch gibt es auch Hinweise auf eine Vorrangstellung (im wahrsten Wortsinne) der lateinischen Sprachen: In Bilinguen erscheint die Sprache der Römer in der Regel an erster Stelle (S. 149). Abschließend findet einmal mehr der Triumphbogen aus Tel Shalem (vgl. Beitrag no. 18) als eine Ausnahme hier Erwähnung: Hier war durch die lateinische Inschrift, die in ihrer Buchstabengröße wie auch in ihrer bloßen Existenz einen Sonderfall nach der Niederschlagung des Bar Kochba-Aufstandes darstellt, eindeutig eine Demonstration der römischen Macht, wie sie andernorts und in friedlicheren Zeiten eben gerade nicht präsentiert wurde.

No. 13. Caesarea Maritima – eine römische Stadt? (S. 150–162)²⁹

Der Beitrag beschäftigt sich zunächst mit der Frage, wann die herodianische Gründung Caesarea zu einer *colonia civium Romanorum* gemacht wurde, wofür der Name der Kolonie (*colonia I Flavia Augusta Caesariensis*) aufschlussreich sein mag: Eck argumentiert, Caesarea sei die erste Koloniegründung der Flavier überhaupt gewesen und siedelt diese bereits um das Jahr 70 oder 71 an (S. 152). Die folgenden Ausführungen zeigen auf, was sich an Urbanistik in der Stadt veränderte,³⁰ und auch, dass anzunehmen sei, dass viele Bürger der bereits existierenden Stadt erst unter Vespasian und seiner Koloniegründung das römische Bürgerrecht erhalten haben. Eck nimmt ferner an, dass Leute in der Stadt angesiedelt wurden, deren Muttersprache Latein war, nämlich v.a. Veteranen. Im Folgenden wird der Charakter des „lateinischen“ Caesarea herausgearbeitet – hier hat sich durch Inschriftenfunde im letzten Jahrhundert viel in der Forschung getan: Während CIL III im Jahre 1902 lediglich drei lateinische Inschriften für den Ort verzeichnete, kann mittlerweile CIIP II mit insgesamt 244 epigraphischen Zeugnissen aufwarten.³¹ Die Ausführungen sind zugleich ein Lehrstück zu Schlussfolgerungen aus epigraphischen Funden – dass seit den 1990er Jahren vor allem derjenige Teil Caesareas vom Theater am südlichen Strand bis hinauf zum Hafen in dessen Norden archäologisch untersucht wurde, spiegelt sich auch in den gefundenen Inschriften wider, die großteils auf die Verwaltungsinstitutionen des Imperiums hinweisen (S. 155). Die Orte in der Stadt, in denen die städtischen Institutionen ihren Sitz hatten – auch das Forum der Kolonie ist dort anzusiedeln – harren dagegen noch einer eingehenden Untersuchung, die durch die kreuzfahrerzeitliche Überbauung dieser Bereiche sicherlich erschwert wird.

29 Erstveröffentlichung in: A. Hartmann/G. Weber (Hrsgg.): Zwischen Antike und Moderne. FS J. Malitz. Speyer 2012, 233–244.

30 Es sei hier ergänzend auf die erstklassigen Ausführungen von Benjamin Isaac in seiner Einleitung zu CIIP II (W. Ameling/H. Cotton/W. Eck u.a. (Hrsgg.): Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae. A multi-lingual corpus of the inscriptions from Alexander to Muhammed. Vol. 2: Caesarea and the middle coast. 1121–21600. Berlin 2011, dort S. 17–35) verwiesen; besprochen von K. Klein in *Plekos* 15, 2013, 37–49.

31 Diesen 244 lateinischen Inschriften stehen freilich 716 griechische Inschriften entgegen, die allerdings in weiten Teilen aus der Spätantike stammen, vgl. hier S. 154.

No. 14. Flavius Iosephus, nicht Iosephus Flavius (S. 163–166)³²

Die kurze Notiz wendet sich gegen die mittlerweile auch in wichtiger Forschungsliteratur³³ häufig anzutreffende Schreibweise „Iosephus Flavius“ für den jüdisch-römischen Historikers Flavius Iosephus. Peregrine übernahmen nach Aufnahme in die römische Bürgerschaft bekanntlich Praenomen und Nomen gentile desjenigen, der ihnen das Bürgerrecht verschafft hatte. Ähnlich wie ein Lucius Mestrius Plutarchus³⁴ oder ein Publius Aelius Aristides kann nur Titus Flavius Iosephus als richtige Schreibweise gelten.³⁵ Die durch die fälschliche Schreibung als „Iosephus Flavius“ suggerierte Engführung mit dem heute gebräuchlichen System von Vor- und Familienname sei, so Eck, irreführend (S. 164), da das römische Praenomen schon zu Zeiten des Flavius Iosephus seine Bedeutung als Individualname verloren hatte und diese Funktion vom Cognomen, im Falle des Iosephus dessen früherer Personalname, übernommen wurde. Auch die Form, mit der der Historiker von späteren Autoren, etwa Minucius Felix oder Euseb, bezeichnet wurde, gibt Ecks Plädoyer für eine sorgfältigere Verwendung des Namens recht:³⁶ „Judäa war römisch geworden wie Iosephus' eigener Name“ (S. 165).

No. 15. Die römischen Repräsentanten in Judäa: Provokateure oder Vertreter der römischen Macht?³⁷

Mit Flavius Iosephus beschäftigt sich der fünfzehnte Beitrag, der das von diesem Autor als wohl hauptsächliche Ursache (S. 166) für den Kriegsausbruch gesehene Handeln der römischen Provinzverwaltung in Iudaea zwischen 6 und 66 n.Chr. untersucht. Dies war, so Eck sicherlich nicht die Wahrnehmung der Römer selbst, doch ist die Frage berechtigt, ob sich (gerade im Werk des Iosephus) Spuren für die zunehmende Konfliktsituation finden lassen.

32 Erstveröffentlichung in: SCI 19, 2000, 281–283.

33 Vgl. etwa: M. Pucci Ben Zeev: Jewish rights in the Roman world. The Greek and Roman documents quoted by Iosephus Flavius. Tübingen 1997. In Anmerkung 8 seines Beitrages führt Eck weitere Belegstellen für den verdrehten Namen auf, u.a. durch B. Bagatti oder U. Rappaport bzw. Beiträge in KIP.

34 Vgl. etwa auch in der epigraphischen Überlieferung: Syll.³ 829A (Delphi).

35 Zum Praenomen „Titus“ vgl. etwa auch andere Personen der Zeit, etwa den aus Akko stammenden Senator T. Flavius Boethus (RMD III 177) oder den ansonsten unbekanntes T. Flavius Hieronymus (CIIP II 1474) (hier S. 165).

36 Aus den Ausführungen ergibt sich demnach auch, dass die Versuche, einen M. Flavius Agrippa, ein Mitglied der lokalen Führungsschicht Caesareas (vgl. CIIP II 2095), als Sohn des Iosephus anzusehen, fruchtlos sind. Das Praenomen „Marcus“ verweise auf eine Bürgerrechtsverleihung unter einem späteren Kaiser (vgl. S. 164–165 mit Anmerkung 10).

37 Erstveröffentlichung in: M. Popovi? (Hrsg.): The Jewish Revolt against Rome. Interdisciplinary perspectives. Leiden 2011, 45–68.

Natürlich darf bei Josephus das flavische Kaiserhaus nicht als befleckter Sieger aus dem Konflikt hervorgehen (S. 168), und doch waren die Präfekten allein sicherlich nicht die rechtlich-politischen Verantwortlichen, sondern vielmehr lag dies bei den kaiserlichen Legaten von Syrien, zu dem Iudaea bis 66 n. Chr. gehörte. Legaten aber waren Senatoren, hatten den Konsulat bekleidet, und die Statthalterschaft in Syrien stellte meisten den Höhepunkt ihrer Karrieren dar. Präfekten hingegen, das wusste Josephus, waren meist nur ritterlichen Ranges und agierten als Neulinge im politisch-administrativen Bereich – ihre Tätigkeit in Iudaea war meist ihre erste wichtigere Aufgabe. Insofern ist es kaum verwunderlich, dass hinsichtlich der Legaten bzw. ihrer Taten, selbst wenn sie die höchste Autorität Roms mit brutalsten Mitteln durchsetzten, sich Josephus mit Kritik völlig zurückhält. Etwas anders sieht der Befund dann bei den dreizehn in der Zeit bekannten Präfekten aus: Interessant ist hierbei vor allem der Befund zu Pontius Pilatus (S. 174–176), dem ein Großteil der modernen Forschung Konflikte mit den Juden attestiert hat, wenngleich, wie Eck zeigen kann, seine Maßnahmen auch in der Schilderung des Josephus sich als relativ milde erweisen. Etwas anders verhält es sich mit dem Nach-Nachfolger, Ventidius Comanus, bei dem Josephus von drei Zusammenstößen oder Vorfällen mit den Juden berichtet. Vieles bleibt hier allerdings im Unklaren, so dass es scheint, auch Cumanus habe nicht maßgeblich zur Verschärfung der Situation beigetragen. Vor allem interessant ist der Fall des Präfekten Felix, welcher deutlich negativer in den *Antiquitates* denn im *Bellum* dargestellt wird. Eck weiß dies dadurch zu erklären, dass zum Abfassungszeitpunkt des *Bellum* dieser Felix mit Drusilla, einer Schwester des Agrippa II lebte, welcher gerade zu Josephus' Zielpublikum für das *Bellum* gehörte. Insofern finden sich in dieser Schrift keine negativen Aussagen über Felix, die erst in den *Antiquitates* verzeichnet werden, als Josephus auf Felix und Drusilla keine große Rücksicht mehr zu nehmen hatte (S. 178). Eindeutiger äußert sich Josephus zu Festus, den er als entschlossenen Kämpfer gegen die *sicarii* und andere Aufständige darstellt, was jedoch aus seinen Autoreninteressen zuträglich war (S. 179). In den *Antiquitates* wird ähnlich auch der vorletzte Präfekt, Luceius Albinus mit viel Lob bedacht, jedoch stellt Josephus ihn im *Bellum* als jemanden dar, der durch Sonderausgaben das Land ausplündert. Nur bei Gessius Florus bietet Josephus ein gleichbleibendes Bild in beiden großen Werken (S. 179–180): Er trieb die Juden bewusst in den Aufstand. Zurecht stellt Eck hier aber die Frage, warum das so sein sollte: Jeder Präfekt, in dessen Tätigkeitsbereich Unruhen oder gar Krieg ausbrach, musste befürchten, dass er sich vor Kaiser und Senat dafür zu verantworten hatte.

Auch Josephus' Aussage mit den siebzehn von Florus aus dem Tempelschatz requirierten Talenten, die der Präfekt unter dem Vorwand, sie seien für den Kaiser benötigt, für die eigene Taschen entnommen haben soll, erscheint sehr unwahrscheinlich. Gerade mit diesem Argument, so Eck, hätte man

Florus vor dem Kaiser erheblich belasten können (S. 181). Überzeugend führt Eck die Sonderausgaben auf den Brandt Roms im Juli 64 n.Chr. zurück, als auch Tempel Gold hätten beisteuern müssen, wie Tacitus ann. 15,45 berichtet. Insgesamt sei es für die Provinzverwaltung sicherlich leichter gewesen, Geld aus dem Tempelschatz einzutreiben denn von zahllosen Individuen. Dies heiße freilich nicht, so Eck, dass Florus mit der (in der Tat vom Kaiser angeordneten Maßnahme) nicht den Unmut der Juden auf sich gezogen hätte, und erst recht nicht, dass der Präfekt sich dabei nicht vielleicht tatsächlich selbst bereichert hätte. Insgesamt ergibt sich also, dass man dem Urteil des Josephus und seiner Wertung der Präfekten nicht einfachhin folgen dürfe, so Eck, sondern ihre Taten als die von Vertretern der dominierenden Macht – als römische Funktionsträger – betrachten müsse.

No. 16. Roman officials in Judaea and Arabia and civil jurisdiction³⁸

Aus den Familienarchiven aus der Judäischen Wüste erwächst ein Bild vom Provinzstatthalter als einzigem Repräsentanten römischer Verwaltung und vor allem Rechtssprechung. Doch dieses Bild ist irrig, waren doch am Prozess der Rechtssprechung in den kaiserlichen Provinzen Arabia und Iudaea weitaus mehr Personen beteiligt, die in diesem Beitrag vergleichend und vornehmlich mit Belegen aus dem Babatha-Archiv aus der Judäischen Wüste untersucht werden. Auch wenn ihre Amtstitel identisch waren, hatten die Provinzstatthalter in Arabia und Iudaea doch unterschiedliche Ränge inne, derjenige von Arabia diente *ex praetore*, nachdem er diesen Rang bekleidet hatte und bevor er Konsul wurde, während der Statthalter von Iudaea Konsular war – insofern waren die Statthalter dieser Provinz etwa sieben Jahre älter als die jener und verfügten über mehr Personal, nicht zuletzt im Bereich der Rechtssprechung. Während in Arabia nur eine Legion stationiert war, befanden sich in Iudaea zwei (eine in Aelia, die andere in Caparcotna im Norden), so dass der Statthalter hier auch auf zwei Legaten prätorischen Rangs zurückgreifen konnte. Besonderes Augenmerk liegt innerhalb des Betrags auf der Erreichbarkeit des Statthalters als Repräsentant der Rechtssprechung in den Provinzen, etwa durch den jährlich stattfindenden *conventus* (S. 195–196), wenn die Provinzbewohner direkt vorstellig werden konnten, wie etwa auch das Babatha-Archiv erkennen lässt, wenngleich trotz des Zeugnis des Josephus über die Provinz bereisende Präfekten gerade für Iudaea vieles im Dunkeln liegt.³⁹ Der deutlichste

38 Erstveröffentlichung in: R. Katzoff/D. Schaps (Hrsg.): *Law in the documents of the Judaeian Desert*. Leiden 2005, 23–44.

39 Eck bemerkt zu Recht, dass die Tatsache, dass wir für Iudaea über keine Quellen zur Existenz eines *conventus* besitzen, wenig Aussagekraft hat, etwa in Lycia-Pamphylia war die Kenntnis eines *conventus* bis zur Auffindung einer Inschrift (vgl. SEG 34, 1306 = AE 1989, 724) im Jahre 1984 ebenfalls völlig unbekannt.

Hinweis für die Existenz eines *conventus* in Iudaea sei, so Eck, die Einführung des Systems in Arabia wohl kurz nach der Annexion des Nabatäerreiches 106 n.Chr., auch wenn der *conventus* selbst erst 125 n.Chr. belegbar ist, einmal mehr im Babatha-Archiv (P. Yadin 14, vom 11. oder 12. Oktober jenes Jahres).

No. 17. Ein Staatsmonopol und seine Folgen. Plinius, *Naturalis historia* 12, 123 und der Preis für Balsam⁴⁰

Bereits im siebten Beitrag der vorliegenden Sammlung sprachen H. Cotton und W. Eck die Möglichkeit an, dass die dort neu ergänzte Bauinschrift mitunter in Verbindung mit der Balsamproduktion in Jericho stehen könnte. Folgt man den Aussagen Theophrasts, des älteren Plinius und Strabos, scheint es, so die Verfasser, dass die Balsamproduktion lediglich in zwei *horti* erfolgte, von denen der eine in Jericho, der andere in Ein Gedi lag, und dass diese Produktion womöglich bewusst beschränkt war, um den Gewinn zu erhöhen – zumindest in den Zeiten seleukidischer, hasmonäischer und herodianischer Herrschaft. Über Josephus wissen wir, dass Marcus Antonius die Balsamgärten der Cleopatra schenkte, von der Herodes sie dann gepachtet hatte; ob das Pachtverhältnis nach der Schlacht bei Actium aufgelöst oder über Octavian verlängert wurde, ist ungewiss. Wenn also nicht bereits dann, so scheinen nach 6. n.Chr. die Balsamgärten in das Privatvermögen des Augustus bzw. seiner Angehörigen übergegangen zu sein. Dank Plinius' Zeugnis lässt sich feststellen, dass der Anstieg der Balsamproduktion sich auf Veränderungen in der Bewirtschaftung zurückführen lässt, die vielleicht eine Reaktion auf jüdische Versuche während der Revolte von 66–70 n.Chr. waren, in denen man versucht hatte, die gesamten Balsamplantagen zu vernichten. Laut Plinius stieg die Produktion danach an, da man gelernt hatte, die Stauden ähnlich wie Weinstöcke zu vermehren, insgesamt mehr Stauden pflanzte und auch die abgeschnittenen und weggeworfenen Zweige nutzen konnte (S. 206) – dennoch nutzte man die seit Alters her bekannten Methoden, den teuren Duftstoff durch Beimischungen zu strecken und zu vermehren auch trotz des in römischer Zeit steigenden Ertrags. Im Zentrum der Ausführungen dieses Beitrags steht allerdings die Frage, wie Plinius' Aussage, man habe üblicherweise verfälschten, also nicht reinen Balsam verkauft, zu deuten sei: *nec manifestior alibi fraus* – und als Beweis: *quippe milibus denarium sextarii, empti vendente fisco trecentis denariis, veneunt: in tantum expedit augere liquorem* (nat. hist. 12,123). Eck führt eine Reihe an Übersetzungen und Paraphrasen an, die seiner Meinung nach den Sinn des bei Plinius präsentierten Beweises nicht zu greifen wussten: Die *fraus manifestior* könne unmöglich bloß in der Gewinnspanne (von bis zu 300%) gelegen haben, die man letztlich jedem Händlers zubilligen müsse (S. 209). Eck weist auf die unnötige und missverständliche Kommasetzung der modernen Ausgabe hin und übersetzt (*quippe milibus denarium sextarii empti*

40 Erstveröffentlichung in: *Rheinisches Museum* 140, 1997, 153–161.

vendente fisco trecentis denariis veneunt: in tantum expedit augere liquorem) „dass die für je tausend Denare gekauften *sextarii* Balsam, wobei der Fiscus der Verkäufer ist, für je dreihundert Denare (weiter-)verkauft werden: so sehr ist es möglich, den Balsamsaft zu vermehren“. Dies bedeutet also nicht, wie bislang angenommen, dass die Händler einen *sextarius* Balsam für tausend Denare gekauft und danach denselben *sextarius* für dreihundert Denare weiterverkauft hätten (was ökonomisch gesehen reichlich unsinnig wäre), sondern, dass man den *sextarius* e c h t e n Balsam so mit anderen Stoffen mischen konnte, dass sie den *sextarius* v e r m i s c h t e n Balsam immer noch für etwas weniger als ein Drittel des Einkaufspreises weiterverkaufen konnten (S. 209–210). Plinius könnte, so Eck, seine Kenntnisse über die Balsam-*fraus* von Vespasian selbst erhalten haben, der mit großer Wahrscheinlichkeit über die Finessen der Produktion und die daraus resultierenden fiskalischen Möglichkeiten in Ein Gedi in Kenntnis war – und womöglich die von Plinius beschriebenen Anbau- und Nutzungsveränderungen selbst angeordnet hat (S. 211).

No. 18. Hadrian, the Bar Kokhba Revolt, and the Epigraphic Transmission (S. 212– 228)⁴¹

Im achtzehnten (wie auch der neunzehnten Beitrag) entwirft Eck ein großes Panorama des dritten jüdischen Aufstandes, des Bar Kochba-Aufstands, und geht hierbei vor allem auf die Rolle der epigraphischen Überlieferung ein (S. 213), der nicht nur angesichts der generellen Quellenarmut (der, wie Eck es nennt, Ermangelung an einem Historiker wie Flavius Josephus für die erste Revolte) und späterer verklärter oder verfälschter Interpretationen der Ereignisse allerhöchste Bedeutung zukommt. Besonderes Augenmerk schenkt Eck dabei der Inschrift eines Triumphbogens hadrianischer Zeit,⁴² die in Tel Shalem zwölf Kilometer südlich von Skythopolis gefunden wurde und mit außerordentlich großen Buchstaben verfasst war (diejenigen der ersten Zeile messen 41 cm, nur wenige römische Inschriften, etwa die des Pantheons, weisen ähnlich hohe Buchstaben auf). Eck schließt, dass der Bogen nur von einer Legion oder eher vom römischen Senat errichtet worden sein kann und auf jeden Fall mit dem erfolgreichen Niederschlagen der Revolte in Verbindung stehen muss. Er weist nach, dass in dieser Inschrift Hadrian erstmals den mit der Niederschlagung der Revolte verbundenen Ehrentitel *imperator iterum* annahm (*imperator*, d.h. *imperator I*, wurde Hadrian quasi automatisch mit seinem Herrschaftsantritt). Aufgrund anderer datierbarer Inschriften, die den Titel *imp. II* noch nicht führen, lässt sich die Annahme des Titels und damit

41 Erstveröffentlichung in: P. Schäfer (Hrsg.): *The Bar Kokhba War reconsidered: new perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome*, Tübingen 2003, 153–170.

42 Vgl. W. Eck/G. Foerster: Ein Triumphbogen für Hadrian im Tal von Beth Shean bei Tel Shalem. *JRA* 12, 1999, 294–313.

das Ende der Revolte frühestens 136 n.Chr. fassen,⁴³ was zugleich bedeutet, dass die Kämpfe bis spät in der Jahr 135 oder eher früh in das Jahr 136 reichten. Dass der Bogen gerade in Tel Shalem errichtet wurde, lasse sich, so Eck, nicht anders erklären, als dass diese Region als Kriegsschauplatz eng mit der Niederschlagung der Revolte verbunden gewesen sein muss.

No. 19. Der Bar Kochba-Aufstand der Jahre 132–136 und seine Folgen für die Provinz Syria Palaestina (S. 229–244)⁴⁴

Der im neunzehnten Beitrag vorgelegte Überblick über den Bar Kochba-Aufstand versucht, ähnlich wie bereits der vorhergehende zeitlich etwas ältere Überblick, in eindrucksvoller Weise aus dem geringen Quellenmaterial (auch hier wieder vor allem dokumentarische Zeugnisse) ein Panorama des Krieges zu zeichnen. Dies gelingt vor allem durch das akkurate Sammeln von Inschriften und Militärdiplomen, die Aufschluss bieten über die Truppenbewegungen und vor allem die Neuaushebungen, die nötig waren, um die verlegten Teile des Heeres anderswo wieder auszugleichen (etwa die Entsendung ehemaliger Flottensoldaten von Misenum nach Iudaea oder die dann vor allem im einundzwanzigsten Beitrag ausführlich diskutierte Zwangsaushebung in Lycia-Pamphylia). Auch die wenigen und noch später verknüpften Zeugnisse bei Cassius Dio werden diskutiert und von Eck vornehmlich als glaubwürdig eingestuft, etwa wenn Hadrian laut Cassius Dio davon abgekommen sei, die traditionell übliche Grukformel – *nos exercitusque valemus* – in seinen Briefen an den Senat anzuwenden (da sich das Heer in einer akuten Not-situation befand, und es ihm zweifelsohne eben nicht gut ging) oder etwa die Aussagen über die Höhe der Verluste auf jüdischer Seite, die Eck für durchaus glaubwürdig hält (S. 238). Auch die besonderen Auszeichnungen der in Iudaea kommandierenden Feldherren mit den *ornamenta triumphalia* (S. 239–240, vgl. hierzu auch Beitrag no. 6) und den Triumphbogen in Tel Shalem (S. 240, vgl. auch Beitrag no. 18) und die Annahme der Titulatur *imperator iterum* durch Hadrian Anfang des Jahres 136 n.Chr. verdeutlichen anschaulich die Größe des vorausgegangenen verlustreichen Konflikts. Der Beitrag wird abgeschlossen durch Überlegungen zur Umbenennung der Provinz von Iudaea in Syria Palaestina, um die Assoziation mit dem rebellierenden Volk auch im Namen zu tilgen, wobei Eck die Anregung zur Umbenennung nicht im

43 Die früheste sicher datierbare Verwendung des Titels *imp. II* findet sich in einem in Alexandria veröffentlichten kaiserlichen Edikt, vgl. J. H. Oliver: Greek constitutions of early Roman emperors from inscriptions and papyri. Philadelphia 1989, no. 88.

44 Erstveröffentlichung in: P. Urso (Hrsg.): Iudaea socia – Iudaea capta. Atti del convegno internazionale Cividale del Friuli, 22–24 settembre 2011. Pisa 2012, 249–265.

direkten Umfeld des siegreichen Kaisers, sondern eher in der nicht-jüdischen Bevölkerung der Region verortet (S. 242–243).

No. 20. Sex. Iulius Severus, Statthalter der Provinz Iudaea/Syria Palaestina, und seine Militärdiplome (S. 245–255)⁴⁵

Zwei neue Militärdiplome, die während der Statthalterschaft des Cn. Minicius Faustinus Sex. Iulius Severus, Konsul des Jahres 126 n. Chr., werden in der Erstpublikation dieses hier als zwanzigsten Beitrages der Sammlung erneut publizierten Beitrags erstmalig vorgestellt. Iulius Severus ist durch drei Inschriften gut epigraphisch belegt, seine Laufbahn bis zur Statthalterschaft in Iudaea/Syria Palaestina lässt sich vollständig rekonstruieren. Die beiden vorgestellten Militärdiplome erweitern den bisher bekannten Bestand von vierzehn unter Iul. Severus ausgegebenen. Interessant ist hierbei vor allem das nur sehr fragmentarisch erhaltene zweite Diplom vom 24. November 121 für die Truppen in Dacia superior, da es zu den wenigen bekannten Exemplaren gehört, die auf eine besondere Konstitution Hadrians zurückgehen, in der nicht nur die entsprechenden Soldaten noch vor dem Ende ihrer Dienstzeit das Bürgerrecht erhielten, sondern mit ihnen zugleich auch ihre Eltern sowie ihre Geschwister (S. 253–254). Abschließend fügt Eck einige Überlegungen zum unterschiedlichen Überlieferungszustand der Diplome des Sex. Iulius Severus an, der Statthalterschaften in Dakien und Britannien ausübte: Vierzehn der sechzehn erhaltenen Texte stammen aus Dacia superior, wo deutlich weniger Soldaten stationiert waren als in Britannien. Einerseits ließe sich dieser Befund dadurch erklären, dass Iulius Severus maximal drei Jahre in Britannien, aber sieben Jahre in Dakien diente, andererseits (und vor allem), dass bei der in Dacia superior stationierten *ala Ulpia contariorum milliaria* bislang noch nicht nachvollziehbare Sonderumstände vorlagen, die zu einer Massenverleihung vor der Ableistung der vollen Dienstzeit führten (S. 254). Warum für die Zeit des Sex. Iulius Severus in Iudaea/Syria Palaestina, wo er seit dem Jahr 133 n. Chr. das römische Heer kommandierte, Militärdiplome gänzlich fehlen, mag, so Eck, mit den dortigen Kämpfen zusammenhängen, in denen die römischen Verluste außergewöhnlich groß waren, so dass es zu vermuten steht, dass diejenigen Soldaten, die ihre Dienstzeit von 25 Jahren überlebten, auch danach nicht entlassen, sondern bei den Truppen zurückbehalten wurden. Die Formel der Diplome gibt schließlich an, dass eine Entlassung *quinis et vicenis pluribusve stipendis emeritis* erfolgt, nach fünfundzwanzig o d e r m e h r Jahren (S. 255). Diejenigen, die aufgrund von Dienstunfähigkeit tatsächlich entlassen wurden, dürften, so Eck, kaum sehr viele gewesen sein.

45 Erstveröffentlichung in: ZPE 175, 2010, 247–257.

No. 21. Ein Diplom für die Truppen von Syria Palaestina aus dem Jahr 160: Ein Reflex auf die Bar Kochba Revolte (S. 256–265)⁴⁶

Am 7. März des Jahres 160 n.Chr. schied ein Soldat nach seiner fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit aus der *cohors VI Ulpia Petreorum* aus und erhielt sein Militärdiplom. Der Name des Mannes lautete Galata, Sohn des Tata, er stammte aus Sagalassus in Pisidien, und der Beginn seiner Dienstzeit fiel mitten in die Niederschlagung des Bar Kochba-Aufstandes. Zusammen mit drei weiteren Militärdiplomen ebenfalls aus dem Jahre 160 n.Chr. (für einen Serpodius aus Telmessus in Lykien, einen Muta aus Aspendus in Pamphylien und einen Vacade aus Suedra in Pamphylien) entwirft Eck in diesem Beitrag ein gut nachvollziehbares Panorama von der Härte der aus dem Aufstand resultierenden Verluste. Zahlreiche rechnerische Spekulationen sind dabei zwangsläufig vonnöten, geht man aber davon aus, dass zwischen 0,3 und 1% aller Militärdiplome erhalten geblieben sind, bedeutet dies, dass zwischen 400 und 800 davon im Jahre 160 n.Chr. an die überlebenden Soldaten, die mit großer Wahrscheinlichkeit aus einer Zwangsaushebung in Lycia-Pamphylia rekrutiert wurden, ausgegeben wurden. Geht man davon aus, dass lediglich 50–60% aller Rekruten ihre fünfundzwanzigjährige Dienstzeit überlebten, lässt sich folgern, dass zwischen 134–135 n.Chr. um die 800–1600 Rekruten nach Syria Palaestina gebracht wurden – und dies erlaubt Mutmaßungen über die die Größe der Verluste in den Jahren zuvor. Der normale Ersatzbedarf, so Eck, lag für die Auxiliärtruppen in Iudaea bei ungefähr 4% der Truppenstärke pro Jahr, d.h. 680 Rekruten. Das neu aufgefundene Diplom trägt also erheblich zur Dokumentation der akuten Notstandssituation des Römischen Reiches in den 130er Jahren bei (S. 265).

No. 22. Ein Prokuratorenpaar von Syria Palaestina in P. Berol. 21652 (S. 266–274)⁴⁷

In diesem Beitrag erbringt Werner Eck den Beweis, dass ein in einem Papyrus erwähnter Quintianus in Caesarea identisch mit einem nun dort auch inschriftlich belegten Calpurnius Quintianus sein muss,⁴⁸ und dass er als ritterlicher Prokurator der Provinz Syria Palaestina im 2. Jh. tätig war. Bringt man dies mit dem Befund aus dem Papyrus aus dem Jahr 152 n.Chr. zusammen, so erfährt man, dass Calpurnius Quintianus als Finanzprokurator für den Fiskalbereich der Provinz zuständig war, und dass es sich bei einem gewissen kaiserlichen Freigelassenen, Aelius Amphigetes, um seinen Untergebenen und Stellvertreter handelte, der bislang in der Interpretation des Papyrus als alleiniger Prokurator gedeutet wurde. Quintianus scheint eine generelle

46 Erstveröffentlichung auf Hebräisch in: Michmanim 23, 2011, 7–22.

47 Erstveröffentlichung in: ZPE 123, 1998, 249–256.

48 Vgl. CIIP II 1283.

Aussage gegenüber einer größeren Gruppe von Veteranen gemacht haben (vermutlich Landanweisungen – und zwar nur relativ kurze Zeit nach dem Sieg der Römer über Bar Kochba in einer Region, die also ganz offensichtlich mit Veteranen wieder besiedelt und damit für Rom gesichert wurde), und als für einen davon, Valerius Serenus, Probleme entstanden, wandte er sich an den Freigelassenenprokurator, der mit ihm darüber verhandelte.

No. 23. Der Bar Kochba Aufstand, der kaiserliche Fiscus und die Veteranenversorgung (S. 275–283)⁴⁹

Die in den jüdischen Fluchthöhlen in der Judäischen Wüste gefundenen Besitzurkunden zahlreicher Juden legen Zeugnis ab von den Grundstücken und Ländereien der dorthin mit ihren Urkunden geflohenen Bewohnerinnen und Bewohnern aus Arabia und Iudaea. Der Verbleib der Dokumente an diesem Ort deutet auch darauf hin, dass ihre Besitzer spätestens Ende 135 oder Anfang 136 n.Chr. ihren Tod gefunden haben. Wie bereits zahlreiche andere Beiträge der Sammlung, so zeigt sich auch hier das Bild von einer nach dem auf beiden Seiten verlustreichen Konflikt mit Bar Kochba stark entvölkerten Region – vor allem das Kernland des Aufstands, das nach den Funden von Bar Kochba-Münzen direkt unter der Herrschaft des Rebellenführers stand, scheint nachgerade ausgerottet worden zu sein. Nach dem Tod der Aufständischen, aber auch der am Aufstand nicht oder wenig beteiligten Zivilbevölkerung, fiel deren Besitz – entweder als Rebellenland eingezogen oder schlichtweg als *bona vacantia* – dem römischen Fiscus zu (S. 278). Die Finanzprokuratoren von Iudaea/Syria Palaestina hatten, so Eck, mit Sicherheit alle Hände voll zu tun, den großen und weitläufigen, über beide Provinzen verstreuten Besitz zu bewältigen – es erscheint auch vorstellbar, dass Sonderprokuratoren eingesetzt wurden, wie dies etwa auch um 196 in der Provinz Africa unter Septimius Severus passiert. Das Hinzuschlagen von nicht-zusammenhängenden Streubesitz zum kaiserlichen Großgrundbesitz (etwa die Domänen in Iamnia oder Ein Gedi) aber, so Eck, habe kaum im Interesse Hadrians liegen können. Was also geschah mit diesem Land: Aus Ägypten sind wir gut informiert, dass von Steuerschuldnern eingezogenes Land vom Fiscus weiterverkauft wurde. Doch nach den Verlusten im Bar Kochba-Krieg, zu dessen Zeitpunkt vermutlich diejenigen des ersten Krieges 66–70 n.Chr. kaum ausgeglichen war, hatte sicherlich eine reduzierte Zahl von möglichen Käufern zur Folge. Eine Alternative bietet sich aus dem bereits im vorhergehenden Beitrag diskutierten Papyrus (P. Berol. 21652), welcher eine Landanweisung für Veteranen aus dem Jahre 152 n.Chr. belegt, d.h. nach dem Ende des Bar Kochba-Krieges wurden entlassene Soldaten nicht wie üblich mit Geldzuweisungen, sondern mit Landanweisungen entlohnt. Das schonte, so Eck, das *aerarium militare*, ohne dass man die Verpflichtungen gegenüber

49 Erstveröffentlichung in: SCI 19, 2000, 139–148.

den Veteranen verletzen musste. Gleichzeitig bewirkte man so eine Ansiedlung von Rom gegenüber loyalen ehemaligen Soldaten, die, so vermutet Eck, vielleicht sogar eine Wahl zwischen monetärer oder Landanweisung hatten (S. 282).

No. 24. Tod in Raphia. Kulturtransfer aus Pannonien nach Syria Palaestina (S. 284–295)⁵⁰

Nach nur drei Jahren im Dienst verstarb in den Donauprovinzen im Alter von zwanzig Jahren ein Soldat der *cohors milliaria nova Surorum*, der im römischen Aquincum von seiner Mutter und Schwester mit einer Grabinschrift bedacht wurde, die neben den Namen des Verstorbenen und seiner Hinterbliebenen auch ein zehnzeiliges Grabgedicht enthielt, dessen Verfasser sich durch ein Akrostichon, *Lupus fecit*, zu erkennen gab. Unweit von Aquincum in Ulcisia Castra (ebenfalls in Pannonia inferior) entdeckte man etwa dreißig Jahre nach Auffindung des ersten Textes eine weitere Inschrift, die fast den gleichen Text wiedergibt (wenngleich hier der Name des Verstorbenen nicht mehr erhalten ist).⁵¹ Aufgrund sprachlicher Besonderheiten (S. 286), aber vor allem, da der Text zweimal in Pannonia inferior entdeckt wurde, steht anzunehmen, dass das Grabgedicht des Lupus, ein Musterbeispiel für allgemeine Popularphilosophie, ein bescheidener Epikureismus (S. 291–292),⁵² in dieser Region entstanden ist. Umso verblüffender ist, dass dieses lateinische Gedicht nunmehr auch in Syria Palaestina nachweisbar ist, wo es Eingang fand in die Grabinschrift eines römischen Soldaten in Raphia am Südende des Gazastreifens, die Eck in diesem Beitrag ausführlich diskutiert.⁵³ Nicht nur die Sprache des Textes, das spezifische Gedicht (vermutlich sogar eine Abschrift des Textes von Ulcisia Castra), sondern auch die spezifische Form der Grabstele, die so in Syria Palaestina nicht bekannt ist, aber zahlreiche Parallelen im Donauraum hat, deuten darauf hin, dass hier im militärischen Kontext ein Kulturtransfer von Pannonien in den römischen Osten stattgefunden hat.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

50 Erstveröffentlichung in: ZPE 184, 2012, 117–125.

51 Vgl. E. Nagy: *Archeologia Értesítő* 52, 1939, 118–122 (Aquincum) sowie S. Soproni: Ein römisches Grabgedicht aus Szentendre. *Folia Archaeologica* 14, 1962, 51–56 (zu Ulcisia Castra) = AE 1965, 165, AE 1977, 634.

52 Vgl. dazu R. Lattimore: *Themes in Greek and Latin epitaphs*, Urbana 1942, 263.

53 Vgl. CIIP III 2565.

Stéphanie Binder: *Tertullian, On Idolatry and Mishnah Avodah Zarah. Questioning the parting of the ways between Christians and Jews*. Leiden/Boston: Brill 2012 (Jewish and Christian perspectives 22). IX, 258 S. \$ 149.00. ISBN: 978-90-04-23478-9.

Der göttlichen Aufforderung, man solle sich kein Bildnis machen (Dtn 5,8), scheint nur vordergründig leicht nachzukommen zu sein. Das simple Gebot bedarf und bedurfte gewisser Spezifizierungen, beispielsweise wenn sich in der hohen Kaiserzeit ein gläubiger Jude fragte, ob es denn erlaubt sei, einen Laib Brot zu essen, der in einem Ofen gebacken wurde, der wiederum mit dem Holz eines Baumes befeuert wurde, der einst neben einer heidnischen Götterstatue gestanden hatte. Für eine solche Fragestellung bietet der Wortlaut des Bibeltextes allein betrachtet zunächst keine zufriedenstellende Antwort. Diese konnte aber durchaus ermittelt werden, wenn der Verunsicherte sich im Mishnatraktat *Avoda Zara* („fremder Dienst“, d.h. Götzendienst) informierte, das sich innerhalb der vierten Mischnaordnung (*Neziqin*, „Schädigungen“) mit den Problematiken der heidnischen Umwelt der Juden auseinandersetzte: Das Brot war (genauso wie der Ofen, das Feuerholz und der Baum) durch die Präsenz der Statue, selbst wenn diese schon lange nicht mehr stand, kontaminiert, sein Verzehr also verboten. Eine ähnlich breite Auseinandersetzung mit der Frage, was als Götzendienst zu zählen habe oder nicht, findet sich innerhalb der christlichen Literatur nur bei Tertullian, der in seiner Schrift über die Götzenverehrung, *De Idololatria*,¹ vor allem theoretische Überlegungen anstellte, aber auch (durchaus der Mischna vergleichbare) praktische, bibelexegetische (Negativ-)Beispiele präsentierte: Kann ein Weihrauchhändler, der heidnische Tempel versorgt, Christ sein? Kann es der Viehhändler, der auch den heidnischen Priester beliefert? Und wie steht es um denjenigen, der mit einem Kranz – ein heidnisches Symbol – seine Haustür geschmückt hat? Alle drei, so zumindest Tertullian, haben sich der Götzenverehrung schuldig gemacht und können folgerichtig nicht Teil der christlichen Gemeinde sein. Auf die Ähnlichkeit der Inhalte sowie die entstehungszeitliche Nähe von Tertullians *De Idololatria* und dem Mischnatraktat *Avoda Zara* wurde oft hingewiesen. Dennoch befasste sich bislang keine spezifische Untersuchung vergleichend mit diesen beiden Texten. Stéphanie Binders 2009 an der Bar-Ilan Universität eingereichte Dissertation betritt hier also Neuland, und zurecht moniert die

1 Binder verwendet durchgängig die dem englischen *idolatry* näher stehende Kurzform *De Idolatria* (S. 1, Anm. 1). In der folgenden Besprechung soll trotzdem die auch von den Herausgebern der Schrift gebrauchte Form *De Idololatria* Verwendung finden; der Einheitlichkeit wegen wird auf die Schreibung der hebräischen Femininendung -h verzichtet (*Avoda Zara*, statt *Avodah Zarah* bei Binder, in Analogie zu etwa *Tora* und *Mischna*).

Verfasserin, dass Tertullians Text bislang vor allem von philologischer Seite betrachtet wurde, nicht jedoch im gleichen Ausmaß von (Religions-)Historikern.

In der kurzen Einleitung (S. 1–3) erläutert Binder ihre Vorgehensweise und den Aufbau des Buches. Sie habe gerade nicht versucht nachzuweisen, dass eine Seite die andere (oder ein Text den anderen) beeinflusst habe, sondern wollte vielmehr aufzeigen, wie beide Texte Antworten auf ähnliche Fragen suchten, „each with respect to its own problems“ (S. 2). Wenngleich sie also ihre Untersuchungen auf die Frage nach dem Grad der Kontakte zwischen Christen und Juden in Karthago im zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert beschränken möchte, gelingt ihr diese Unvoreingenommenheit nicht immer. Auf den folgenden 200 Seiten dringt doch bisweilen Binders insgeheime Annahme durch, Tertullian sei von der jüdischen Gemeinde Karthagos, ihren Vorstellungen vom korrekten Umgang mit dem heidnischen Kult und letztlich vom Mischnatraktat *Avoda Zara* beeinflusst gewesen. Kritisch betrachtet lässt sich damit bereits die größte inhaltliche Problematik der ansonsten soliden und wichtigen Arbeit festmachen – denn einen wirklichen Nachweis für eine jüdische (oder spezifischer: mischnaitische) Beeinflussung Tertullians wird Binder dem Leser im Folgenden schuldig bleiben.²

Die Studie ist in drei größere Abschnitte gegliedert, die wiederum in diverse Kapitel und in eine Vielzahl von Unterkapitel aufgeteilt sind. Von eher einführender Natur ist der erste Abschnitt „general background“ (S. 5–46), der in vier Kapiteln Grundlagen erörtert. An dieser Stelle zeigt sich bereits deutlich, dass die Arbeit aus einer Dissertation hervorgegangen ist, die allem Anschein nach nur wenig für die Buchpublikation redigiert wurde. Binder zitiert extrem häufig wörtlich aus bereits existierenden Darstellungen, oftmals Überblickswerken, und viele ihrer eigenen Standpunkte gehen in den Überleitungen von Zitat zu Zitat schlichtweg unter.

Das kurze erste Kapitel (S. 7–10) ist mit „Christians in Carthage“ überschrieben. Nach einigen Ausführungen zur Provinzialisierung Nordafrikas und zu den engen Kontakten der Stadt und ihrer Einwohner zu Rom, konstatiert Binder, dass es nicht möglich sei von einer christlichen Gemeinde dieser Stadt zu sprechen, die für die Pluralität ihrer Häresien bekannt war. Nicht zuletzt wende sich Tertullian selbst gegen eine Vielzahl von Irrlehren, an deren Widerlegung er ein aktives und direktes Interesse hatte (S. 9).

Etwas tiefergehend nimmt sich das folgende Kapitel „Jews in Carthage: between Palestine and the Diaspora“ (S. 11–20) an. Die Frage nach dem Judentum bzw. nach der jüdischen Gemeinde in Karthago lässt sich nicht beantworten ohne zuvor über die Beziehungen der Diasporagemeinden an sich zu den Juden

2 Wichtig und richtig ist Binders Entscheidung, mit dem zu Tertullian zeitgenössischen Text der Mischna zu arbeiten und den Traktat *Avoda Zara* aus dem Babylonischen Talmud, der über die Inhalte des Mischnatraktats elaboriert, hier zu vernachlässigen, vgl. S. 114–115.

Palästinas zu sprechen. In Anlehnung an Erich Gruen stellt Binder die generelle Offenheit gegenüber Veränderungen sowohl seitens der Pharisäer (und später Rabbinen) in Palästina als auch seitens der Diasporagemeinden als eine Folge des Lebens unter und mit Heiden dar. Die einzelnen Gemeinden partizipierten, so Binder, an einem „common Judaism“ der Verbindungen zu (und Zugehörigkeitsgefühle zwischen) allen Gemeinden schuf (S. 13). Diese Position ist natürlich wichtig für Binders Argument, nämlich dass die verschriftlichte Mischna (konkreter: ihr Traktat *Avoda Zara*) aufgrund eben dieser engen Verbindungen der Gemeinden untereinander auch in Karthago bekannt gewesen sein müsse. Fernerhin akzeptiert Binder die These von Sian Jones und Sarah Pearce, reisende Rabbinen aus Palästina hätten Formen einer gewissen Kontroll- und Verwaltungsfunktion für die westlichen Diasporagemeinden wahrgenommen (S. 14). Ob dies – zumal für das zweite und dritte Jahrhundert – überzeugend ist, bleibt fraglich, zumal in der Forschung sehr unterschiedliche Standpunkte zur Bedeutung der Rabbinen an sich vertreten werden.³ Binder ist sich dieser Problematik zwar bewusst („I am thus well aware that if these theories are accepted, the rabbinic texts can only be evidence of rabbinic ideas, and not of Judaism as a whole,“ S. 14), erklärt diese elementare Frage jedoch etwas nonchalant als nebensächlich. Als Beweis dafür, dass die jüdische Gemeinde von Karthago von den Rabbinen beeinflusst war, liefert Binder dann stattdessen auch lediglich einen Nachweis, dass die karthagische Gemeinde einen starken „Semitic character“ sowie eine „natural tendency to be friendly to Jewish culture“ aufwies (S. 15). Alle Belege dafür sind nicht sonderlich stichhaltig (was keineswegs bedeuten muss, dass das von Binder entworfene Szenario unglaubwürdig sei: es ist lediglich nicht belegbar): Dass auf dem antiken jüdischen Friedhof Karthagos Grabinschriften mit dem für diese Gattung im antiken Judentum stereotypen „Schalom“ eingeleitet werden, kann in den Augen des Rezensenten nicht als Nachweis einer weiten Verbreitung der hebräischen Sprache gesehen werden.⁴ Dass in den beiden Talmudim bedeutende Rabbinen erwähnt werden, die „aus Karthago“ kommen, stellt ebenfalls keinen vollwertigen Beweis dar, da es sich genauso auch um palästinensische Rabbinen handeln könnte, deren Familien ursprünglich in Karthago lebten (wobei auch noch nicht klar ist, ob es sich nicht um das spanische Cartagena mit seiner im zweiten Jahrhundert

3 Vgl. hierzu etwa die von einer eher minimalistischen Sicht auf die Bedeutung der Rabbinen geprägte ablehnende Besprechung von Binders Untersuchung durch Michael Rosenberg in *Review of Biblical Literature* 10/2013.

4 Binder sind die Forschungen Keren Sterns zum Friedhof von Gammarath bekannt (auf S. 19–20 werden einige Meinungen zitiert), in deren Publikation allerdings eindrucksvoll aufgezeigt wird, dass sich aus dem archäologischen Befund eben keinerlei distinktive Aussagen zum jüdischen Leben in Karthago ziehen lassen; vgl. K. Stern: *Inscribing devotion and death. Archaeological evidence for Jewish populations of North Africa*. Leiden 2008.

florierenden jüdischen Gemeinde handelt). Dass, so der letzte Beweis Binders, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert (!) sich in mediterranen Hafenstädten wichtige und fassbare Netzwerke von im Handel tätigen Juden bildeten, mag zwar eine plausible Analogie zum zweiten und dritten Jahrhundert darstellen, einen wirklichen Nachweis für die Bedeutung der Rabbinen im römischen Karthago bietet dieses Argument freilich in keiner Weise. Ähnlich wenig stichhaltig ist die Argumentation, die Juden Karthagos hätten a priori durch Ideen aus Palästina beeinflusst gewesen sein müssen, da sie schließlich keine eigene jüdische Gesetzessammlung verfassten (d.h. weil es keinen karthagischen (oder römischen) Talmud gab, muss einer der beiden „östlichen“ Talmudim auch im Westen als verbindlich anerkannt gewesen sein). Nach diesen bisweilen sehr schwammigen Argumenten resümiert Binder dann allerdings in verblüffender Weise, dass damit festgestellt sei, dass Tertullian also Juden in Karthago antraf, die mit den palästinischen Rabbinen ihrer Zeit in Kontakt standen, und dass zumindest einige dieser Juden mit Mischna *Avoda Zara* bekannt gewesen wären. Über diese Juden hätte Tertullian „most probably“ (S. 19) dann auch Zugang gefunden zu den rabbinischen Vorstellungen jenes Texts, und zwar genau dann, als er selbst sein Traktat *De idololatria* schrieb.

Im folgenden dritten Kapitel (S. 21–38) stellt Binder Überlegungen zu Kontakten und zur Ausdifferenzierung der frühen Christen und antiken Juden an. Der Titel des Kapitels, „the parting of the ways“ dient zugleich als Untertitel der gesamten Arbeit, der Binder dadurch auch eine weitere religions- sowie sozialhistorische Bedeutung zu geben versucht. Die folgenden Ausführungen lösen sich einmal mehr nicht sonderlich stark von bereits existierender Literatur. Binder beschreibt wie die Separation der beiden Religionen vor allem nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels deutlicher wurde, was jedoch keineswegs bedeute, dass in der Folgezeit ein Kontakt a priori auszuschließen sei (S. 26). Es entwickelte sich der bekannte Streit um die Deutungshoheit der Bibel – Binder vergleicht hier den jüdisch-christlichen Dialog mit einem aus endlosen Sätzen bestehenden Pingpong-Spiel (S. 29), jedoch ist das Kapitel trotz einzelner guter Gedanken und prägnanter Formulierungen lediglich ein Überblick, nicht aber sonderlich elaborierte eigene Forschung. Vielmehr versteigt sich die Autorin durch die extreme Verknappung dieses komplexen Themengebiets auf weniger als zwanzig Seiten bisweilen zu ziemlich gewagten Aussagen. Auf den letzten beiden Seiten (S. 37–38) erfolgt dann noch ein Addendum zur Einleitung, nämlich die Erklärung, warum auch für die Fragestellung zur religiösen Ausdifferenzierung zwischen Christentum und Judentum ein Vergleich von Tertullians Schrift *De idololatria* mit dem Mischnatraktat *Avoda Zara* hilfreich sei. Zugleich finden sich hier allerdings auch zahlreiche Wiederholungen zum bereits vorher Gesagten, nämlich dass die jüdischen und christlichen Gemeinden sich im täglichen Leben begegneten, und dass deswegen auch die in Palästina entwickelte Mischna in Nordafrika bekannt gewesen sein muss. Wenn Binder einen

Einfluss christlichen Gedankenguts bezüglich des Umgangs mit dem Götzendienst auf karthagische Juden nicht ausschließt, so ist dies freilich eine müßige Frage, da es schlichtweg keine Schrift gibt, die solch eine potentiell mögliche Beeinflussung auch tatsächlich nachweisbar machen würde. Dies muss ebenso Spekulation bleiben wie die Frage, ob Tertullian zeitweise mit dem Judentum sympathisiert hätte (und es deswegen später so stark angriff, da ihn zuvor die jüdische Gemeinde abgelehnt hätte, S. 38). Deutlich hilfreicher nimmt sich da der im vierten Kapitel gebotene Forschungsüberblick (S. 39–46) aus, der Pro- und Contrastimmen zur Frage aufführt, ob Tertullians Schriften jüdischen Einfluss aufweisen oder nicht.

Der zweite Abschnitt des Buches ist mit „direct context“ (S. 47–109) überschrieben, sein erstes (das insgesamt fünfte) Kapitel (S. 49–60) befasst sich mit Tertullian als Häretiker bzw. den Formen des Glaubens, denen er sich zeitweilig zugehörig fühlte bzw. gegen die er argumentierte. Völlig richtig stellt Binder die Frage, wie repräsentativ Tertullian für das Christentum seiner Zeit war, etwas problematischer ist, dass viele der Hypothesen des ersten Abschnittes in diesem Kapitel nun zu harten Fakten erwachsen sind (v.a. S. 50–51 zum jüdischen Friedhof). Für die Auseinandersetzung des Theologen mit dem Judentum (er)findet die Verfasserin diverse (mögliche, aber wiederum nicht belegbare) Szenarien, etwa, Tertullian habe sich mit dem Judentum beschäftigt, da dessen religiöse Vorstellungen in der christlichen Gemeinde Karthagos quasi ständig diskutiert wurden, oder aber, Tertullians Vorstellungen vom Christentum seien geprägt von der Gemeinde, in der er vornehmlich tätig war (und diese habe sich regelmäßig mit dem Judentum auseinandergesetzt, so auch S. 52–53) oder Tertullian habe sein Wissen aus einer eigenen jüdischen Vergangenheit geschöpft.⁵ Ob es sich jedoch mit Tertullians Einstellung zum Judentum ähnlich verhält wie mit seinem von Binder postulierten Umgang mit dem Montanismus (Tertullian habe kein Problem darin gesehen, zwei verschiedenen theologischen Strömungen anzuhängen, so S. 53–55), mag gerade ob seiner Polemiken gegen das Judentum eher abzulehnen sein. Ingesamt kommt Binder zu dem sicherlich nicht falschen, aber auch für eine weitere Beschäftigung nicht sonderlich hilfreichen Ergebnis, man müsse den nordafrikanischen Theologen wohl als einen Sonderfall (S. 59–60) betrachten, der – und dies ist nun freilich wichtig für ihren folgenden Vergleich der christlich-apologetischen Schrift *De Idololatria* mit dem Mischnatraktat – nicht repräsentativ für die Christen Nordafrikas bzw. gar des römischen Reiches war.

5 Vgl. hierzu vor allem C. Aziza: *Tertullien et le judaïsme*. Paris 1977 mit Verweisen auf Tertullians angebliches insider-Wissen.

Insofern ist es notwendig und folgerichtig, dass sich das nächste Kapitel mit Tertullians Stellung im Vergleich zu anderen christlichen Polemikern gegen die Götzenverehrung beschäftigt (S. 61–88). Binder merkt richtig an, dass die Beschäftigung mit solchen letztlich theologisch-theoretischen Fragen freilich nur einen kleinen Teil der Bevölkerung bewegte und entwirft das Bild einer Dichotomie zwischen dem gelehrten Nachdenken über den Kult und dem Ausüben desselben. Zum Handeln unfähige Statuen wurden freilich schon von diversen Heiden (vielleicht mag Plutarch als bestes Beispiel dienen) als für den kultivierten Menschen sinnloser Aberglaube abgetan (S. 64–67), der Hauptteil dieses Abschnittes ist jedoch den frühchristlichen Autoren vor dem Konzil von Nicaea gewidmet. Binders Überblick gerät bisweilen etwas holzschnittartig, birgt jedoch ganz bemerkenswert gelungene Passagen, wie etwa einen Vergleich zwischen Justins und Tatians Ansichten zum Götzenkult (S. 69–71), welcher ebenso gut gelungen ist wie die Abgrenzung zwischen Tertullian und Cyprian, welcher mit *De Idolorum Vanitate* als einziger frühchristlicher Autor neben Tertullian eine eigene Schrift der Auseinandersetzung mit der Kultpraxis des Heidentums gewidmet hat (und überdies, ebenso wie Tertullian, sich in einer weiteren Schrift explizit mit der Rolle der Zirkusspiele beschäftigt, vgl. S. 74–75). Gleichzeitig bemüht sich Binder erfolgreich um eine Analyse, in welchem Ausmaß Tertullian und seine Zeitgenossen das Judentum an sich als eine Form des Götzenkultes wahrnahmen, die jüdische Kultpraxis als Götzenkult interpretierten und den Umgang des Judentums mit dem heidnischen Kult einschätzten, wobei sie überzeugend argumentiert, dass sich der nordafrikanische Theologe von anderen Autoren dahingehend unterscheidet, dass bei ihm jüdische Lebens- und Kultpraxis nicht per se negativ belegt ist, sondern lediglich mit dem Auftreten Jesu Christi unnötig geworden sei (S. 82–83): Das Christentum sei, nach Tertullian, bedeutsamer als das Judentum, weil es eben all die Regulierungen der Lebenspraxis nicht benötige, eine Aussage, wie man sie nicht bei Clemens von Alexandrien oder dem Verfasser des Diognetusbriefes finden würde. Während Justin und Irinaeus die Heilige Schrift als allein den Christen zugehörig ansehen (auch bei Tertullian findet sich allerdings dieser Gedanke in *De Praescriptione Haereticorum* 15,3,17 und 18), zeichnet sich der nordafrikanische Theologe sonst in seinem Werk als von einer Vorstellung einer natürlichen Sukzession des Christentums als Weiterentwicklung des Judentums geprägt aus. Anders als seine Zeitgenossen erachtete, so Binder, Tertullian also die vorchristliche Lebens- und Kultpraxis der Juden keineswegs als defizitär, ihr einziges Vergehen sei schlichtweg das nicht-Anerkennen des Messias (S. 83). Dies mag auch der Grund sein, warum Juden in der Schrift *De Idololatria* kaum eine Rolle spielen (S. 85), sie werden nur en passant mit den Heiden verglichen, diese seien aber weitaus schlimmer in ihrem Fehlverhalten. In diesem Kontext bietet sich auch der Querverweis zu Paulus an, der in 1 Kor 8–10 eine relativ einfache Praxis für die Christen

und den Christen vorschreibt: Für den Apostel wäre, um das hier eingangs angeführte Beispiel des Brotlaibs aufzugreifen, der Verzehr des kontaminierten Backwerks kein Problem, es sei denn, man würde andere durch den Verzehr zu falschen Assoziationen verleiten. Hier unternimmt die Verfasserin den einzigen Versuch, Paulinisches Gedankengut, dessen Standpunkt zum Heidentum für die christliche Tradition von größter Bedeutung ist, in ihre Diskussion einfließen zu lassen.⁶

Tertullian und andere Kirchenväter in ihrer griechisch-römischen Umwelt, genauer gesagt in einem stoischen Umfeld, zu verorten, versucht das folgende Kapitel (S. 89–103), das sehr gut gelungen ist, sich so aber auch an früherer Stelle der Untersuchung hätte befinden können (etwa gleich vor Kapitel 6). Besonders aufschlussreich sind Binders Ausführungen zu Tertullians Schrift *De Spectaculis* und ihren Beziehungen zu den *Epistulae Morales* des Seneca (S. 95–101), mit dem der klassisch gebildete Nordafrikaner bestens vertraut war (man denke nur an das bekannte Diktum aus Tert. anim. 20, *Seneca saepe noster*, wengleich man nicht unbedingt so weit gehen muss wie Binder, die beider Autoren Grundauffassungen von Philosophie und Moral sowie ihre daraus resultierenden Lebensratgeber etwas zu parallel sieht, S. 92–95). Im Gegensatz zu diesem ausgezeichneten Kapitel sind die folgenden Ausführungen auf den wenigen Seiten des Folgekapitels (S. 104–109) zur Verortung der Juden in der (und ihre Assimilation mit der) griechisch-römischen Antike vom Hellenismus bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte etwas redundant, auf denen Binder wiederum lediglich bereits bekannte Forschungsmeinungen wiederholt.

Der eigentliche Hauptteil von Binders Studie, der auch die meisten neuen Erkenntnisse enthält und das Buch zu einer wichtigen und hilfreichen Lektüre macht, findet sich in Abschnitt 3 (S. 111–216). Er ist in zwei Teile untergliedert, einen minutiösen Vergleich der beiden Schriften (Kapitel 9) sowie einer Auswertung dieses Vergleichs (Kapitel 10). Die Vergleichskategorien sind öffentliche heidnische Feste (S. 117–121), innerhalb derer die Saturnalien eine Sonderrolle einnehmen, private Kultfeiern und Bankette (S. 122–127), bei denen die Anzahlen von Ausnahmen gerade bei notwendigen gesellschaftlichen Anlässen bei Tertullian recht hoch ist, (Essens-)Einladungen nicht-festiver Natur (S. 127–130), die offenbar gemieden werden sollten, aber doch möglich waren, der Aspekt allerlei zu vermeidender Handlungen (etwa die Gefahr von Trunkenheit oder gar Unzucht), die klar zu meiden seien (S. 130–134). In die gleiche Kategorie von sozialer Interaktion mit den Heiden fällt auch der in der Mischna ausführlich diskutierte Besuch von öffentlichen Bädern (S. 134–136), aber auch die mit dem Bau von solchen Einrichtungen verbun-

6 Auf die nicht genutzte Chance, hier sehr viel ausführlicher auf Paulus einzugehen, hat bereits Mira Balberg in ihrer Besprechung zu Binders Studie verwiesen, vgl. [BMCR 2013.10.13](#).

denen Probleme: Jüdische Handwerker durften an und für sich keine Nischen bauen, in die später vielleicht heidnische Götterstatuen gestellt wurden. Da römische Bäder aber so gut wie in jedem Raum Nischen aufweisen, ließ sich das Problem umgehen, da die Bezahlung für bereits errichtete Nischen erlaubt war. Während Tertullian den Besuch heidnischer Bäder mit einer Ausnahme (Apologeticum 42,2 – eine Stelle, die man auch als bloße Rhetorik interpretieren könnte) strikt ablehnt, war Juden der Besuch von Bädern in Privatbesitz sowie öffentlicher Bäder, auch wenn sie zu Ehren einer Gottheit errichtet waren, erlaubt, in letzterem Fall allerdings nur, wenn sie kein Eintrittsgeld kosteten, durch das man ja den Götzenkult finanzieren würde. Hinsichtlich des Besuches von Theatern und Zirkusspielen (S. 136–140) zeigt sich der Verfasser der diesbezüglich einflussreichen Schrift *De Spectaculis* klar ablehnend,⁷ Mischna *Avoda Zara* äußert sich dagegen wenig zu Theatern und Zirkusspielen (lediglich Raubtiere wie Bären oder Löwen dürfe ein Jude nicht an Heiden verkaufen), so dass die Verfasserin hier vornehmlich mit Vergleichsbeispielen aus späteren rabbinischen Texten arbeiten muss. Sowohl von christlicher wie auch jüdischer Seite generell abzulehnen, lassen sich jedoch nuancenhafte Unterschiede herausarbeiten: Für Tertullian sind die Spiele per se schlecht, während die Rabbinen, so Binder, vor allem die moralische Verkommenheit heraufbeschwören und ihrem Publikum den Besuch von Theatern auch deswegen auszureden versuchen, da in den Aufführungen oft Juden als stereotype Gruppe verhöhnt würden. Mit Regelungen zur Kleidung beschäftigt sich der letzte Abschnitt in dieser Kategorie (S. 140–142). Im zweiten Teil ihres Vergleichs beschäftigt sich Binder mit Geschäftsbeziehungen zwischen Heiden und Christen bzw. Juden (wenngleich der Titel hierfür nicht ganz glücklich gewählt ist, behandelt dieser Abschnitt doch sehr viele generelle Fragen des Zusammenlebens der jeweiligen Gläubigen mit den heidnischen Götzendienern). Der erste Abschnitt ist der namentlichen Nennung heidnischer Götter gewidmet (S. 142–144) und kommt zu dem interessanten Ergebnis, dass hier Tertullian deutlich lebensnaher argumentiert: Wenn man sich eben am Tempel des Asclepius oder im Stadtviertel der Isis zu einem Treffen verabrede, so dürfe man in diesem Kontext die Namen der fremden Götter als bloße räumliche Orientierungspunkte durchaus aussprechen, während die Rabbinen (so die Tosefta, Mischna *Avoda Zara* äußert sich dazu nicht) dies strikt ablehnen. Mit anderen praktischen Fragen des täglichen Zusammenlebens beschäftigt sich der nächste Unterpunkt (S. 144–152), der sich mit dem Lehrberuf in heidnischen Schulen (hier überschneiden sich die Meinungen Tertullians und der rabbinischen Literatur, wenngleich sie über unterschiedliche Vorbehalte zum gleichen Ergebnis gelangen) und dem Schwören bei heidnischen Götternamen auseinandersetzt. Von großer Bedeutung sind Fragen des Handels

7 Vgl. dazu nun die ausführliche Studie A. Puk: *Das römische Spielwesen in der Spätantike*, Berlin 2014.

(S. 152–159): Während die Rabbinen generell versuchen, möglichst viel ökonomischen Austausch zuzulassen (lediglich an heidnischen Festtagen ist der Handel untersagt⁸), verhält sich Tertullian deutlich restriktiver. Selbst den Verkauf von Weihrauch durch Juden an Heiden erlaubt Mischna *Avoda Zara*, allerdings nur, wenn der verkaufende Jude im Moment des Verkaufs nicht daran denkt, dass der Weihrauch auch für ein heidnisches Opfer bestimmt sein könnte, bzw. wenn der einkaufende Heide nicht klar spezifiziert, wofür er den Weihrauch benötigt. Ganz unproblematisch ist ferner der Verkauf von Weihrauch durch Juden an einen Zwischenhändler: Ob dieser dann das Gut dezidiert zum Opfer bestimmt an Heiden weiterverkauft, ist schlichtweg egal, ganz anders als Tertullian dies behandelt, der hier deutlich unwirtschaftlicher denkt und den Verkauf von Weihrauch selbst an heidnische Ärzte und ganz eindeutig zu medizinischen Zwecken nicht gestatten will. Ein großer Unterschied zwischen Tertullians Ausführungen und denen in der rabbinischen Tradition lässt sich bei der Zusammenarbeit mit Heiden feststellen. Tertullian widmet etwa ein Drittel seines Textes dem Verbot, Arbeitskraft in heidnischen Dienst zu stellen (vor allem für das Anfertigen von Götzenbildern), während dies in der Mischna kaum eine Rolle spielt. Binders Vermutung, dass dem Leser des Mischnatraktats *Avoda Zara* die diesbezüglichen Verbote bereits aus der Tora bekannt gewesen sein dürften, während Tertullian bei seinen Lesern offenbar eine geringere Bibelkenntnis im Alten Testament voraussetzt, erscheinen dabei sehr überzeugend (S. 159–160). Weitere Unterschiede finden sich, erwartungsgemäß, im Bereich der Zubereitung und des Verzehrs von Speisen – hier ist die Mischna angesichts der jüdischen Speisevorschriften deutlich ausführlicher als Tertullian (S. 163–165). Letztlich erweist sich Binders Ergebnis als sehr zutreffend, dass beide Texte doch unterschiedliche Ziele verfolgten (vgl. auch S. 191): Während die Mischna versuchte, praktische Wege zu finden, die das Überleben des Judentums in einem heidnischen Umfeld garantierten, strebte Tertullian danach, seiner Leserschaft Antworten zu geben, wie man dem Christentum auch in einem heidnischen Umfeld verpflichtet sein konnte – sozusagen christlicher Lebensratgeber versus jüdischer Überlebenshelfer.

Während schon die letzten fünfzehn Seiten des neunten Kapitels zahlreiche übergreifende Schlussgedanken haben, stellt das zehnte Kapitel (S. 195–216) noch einmal direkte Fragen an die bisher bearbeiteten Ergebnisse, etwa wie es um den Kontakt zwischen jüdischen und christlichen Gemeinden in Karthago

8 Vgl. hierzu auch Appendix 1 (S. 221–223), der versucht, die in Mischna *Avoda Zara* 1,3 genannten Feste zu identifizieren. Interessant ist dabei die von Emmanuel Friedheim geäußerte Vermutung, dass das bislang mit den römischen Iden identifizierte Wort *‘īd* vielleicht als *’īd* (wie etwa das muslimische Fest des Fastenbrechens, *’īd al-fitr*) gelesen werden sollte, vgl. hierzu E. Friedheim: *Rabbinisme et paganisme en Palestine romaine. Étude historique des realia tal-mudiques*. Leiden/Boston 2006, S. 313.

bestellt war (S. 197–201), welche Einstellung Tertullian zum Judentum an sich hatte (S. 201–203) und vor allem, ob er in seinen Polemiken tatsächliche Juden (die, so Binder, in Karthago einen wichtigen Teil der Bevölkerung darstellten) angriff, oder ob es sich um imaginierte Gegenredner handelt (S. 203–207). Eine kurze Schlussbetrachtung nach dieser ausführlichen Schlussdiskussion (S. 217–218) beendet die Studie, an die sich vier Anhänge, ein Stellenregister sowie das Literaturverzeichnis und ein sehr hilfreicher Index anschließen.

Die Kritikpunkte an Binders Arbeit wurden bereits angesprochen: Einmal ist dies die Gesamtgestalt der Studie, die oft den Eindruck erweckt, als ob die Verfasserin am ersten Tag ihrer Promotionszeit mit dem Schreiben begonnen hätte – die Arbeit wird tatsächlich von Seite zu Seite reifer und eigenständiger. Während die Kapitel 6, 9 und 10 einen ausgesprochen wichtigen Beitrag liefern, kann selbst ein mit Tertullian nur wenig vertrauter Leser den ersten Teil (S. 7–46) getrost überblättern. Problematischer ist ein methodologisches Problem, dem Binder in ihrer Arbeit kontinuierlich ausweicht: Sie argumentiert durchgängig mit einer universellen (oder eben zumindest nordafrikanischen) Verbreitung der Mischna und setzt dabei rabbinische Lehrmeinung mit allgemein gültiger jüdischer Lebenspraxis gleich. Letztlich können wir aber nicht wissen, welche Wirkkraft eine rabbinische Aussage für die gesamte Gruppe der Juden (bzw. zumindest der nordafrikanischen Juden) tatsächlich hatte. Erst gegen Ende der Studie kommt Binder auf die Frage, wie repräsentativ ihre Ergebnisse seien, zu sprechen, indem sie en passant (etwa auf S. 174) andeutet, dass auch Forschung existiert, die die Mischna als einen Text von Rabbinen für Rabbinen, der niemals die Wände des jüdischen Lehrhauses verlassen und für nicht nach dem Gesetz lebende Juden sowieso keine Rolle gespielt hat. Auch bei der von der Verfasserin konsequent betriebenen Gleichsetzung von „die Juden“ mit „den Rabbinen“ muss die Bedeutung von Mischna *Avoda Zara* für die tägliche Lebenswelt antiker Juden im Vagen bleiben, was freilich den von Binder sorgfältig und akkurat geführten Vergleich zweier ähnlicher, aber eben doch nicht gleicher literarischer Texte zum Umgang mit dem Götzendienst nicht in Frage stellt. An die Gleichsetzung von rabbinischer Lehrmeinung mit jüdischer Lebenspraxis schließt sich dann ein zweites Problem an: Binder möchte bei ihren beiden Haupttexten bleiben (so S. 114), die in enger zeitlicher Nähe verfasst wurden, doch verwendet sie trotz dieser sinnvollen Einschränkung an vielen Stellen, an denen Mischna *Avoda Zara* zu einem bei Tertullian erwähnten Thema schweigt, andere, spätere (bisweilen: viel spätere) rabbinische Literatur. Diese Ergänzungen sind immer interessant und aufschlussreich, letztlich erwecken sie allerdings einen Eindruck von größerer Parallelität zwischen Tertullian und „der rabbinischen Literatur“ als dies im Rahmen dieser Arbeit eigentlich notwendig wäre. Etwa im Bereich der Speisevorschriften (viele Aussagen in Mischna *Avoda Zara*, wenige bei Tertullian) oder der beruflichen Zusammenarbeit (viele Aussagen bei Tertullian,

wenige in Mischna *Avoda Zara*) konnte Binder mit großem Erfolg aufzeigen, dass sich auch aus der unterschiedlichen Gewichtung bestimmter Themen wichtige und wertvolle Schlüsse über die beiden Werke folgern lassen. Die Einarbeitung späteren Vergleichsmaterials ist sicherlich nicht per se verkehrt, trägt aber doch zu einem verfälschten Bild bei. Behält man die Problematik, dass ungeklärt bleiben muss, welche tatsächliche, d.h. umsetzbare, Bedeutung ein Mischnatraktat wie *Avoda Zara* wirklich hatte, beim Lesen im Hinterkopf, sind die Lektüre von Binders Studie aufschlussreich und ergiebig sowie ihre Ergebnisse interessant und wichtig. Mit ihrer Dissertation hat die Verfasserin eindeutig eine gravierende Lücke in der Forschung (sowohl zu Tertullian wie auch zur Mischna) geschlossen.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

Dean Hammer: *Roman Political Thought. From Cicero to Augustine*. Cambridge: Cambridge University Press 2014. 555 pp. \$ 90/£ 55. ISBN 978-0-521-12408-9.

With this book, Dean Hammer provides a summation of his considerable expertise in Roman political theory, culture, and practice. Since his *The Iliad as Politics*, two main themes have characterized his thinking: first, the concern to expand political theory to include a wide range of cultural forms and assumptions that enable people to live together; second, an interest in relating ancient political thinking understood in this inclusive perspective to modern political thought and practice. This book provides detailed studies of influential Roman intellectuals – historians, poets, orators, statesmen, an emperor and a bishop. The accent falls on providing a thick description of their political thinking and situating it within a range of significant ancient cultural discourses, but the book also lightly makes connections with modern political theorists. It should therefore be of interest to experts on the individual thinkers examined in the book (Polybius, Cicero, Lucretius, Sallust, Virgil, Livy, Seneca, Tacitus, Marcus Aurelius, and Augustine), to scholars of Roman culture and society from the Late Republic into Late Antiquity, and to modern political theorists interested in learning from the great thinkers of the past. Each chapter begins with a section introducing the life, works, and times of its central thinker, and helpfully provides brief sketches and syntheses of relevant interpretive and critical controversies. The book therefore operates successfully at two further levels: it should become essential for researchers, and could be used profitably within undergraduate courses on ancient politics and society.

Humanities scholarship has seen something of an ‘affective turn’ in recent years. Hammer’s goal to demonstrate the importance of distinctively Roman political thinking fits within this emphasis on the agency of emotions and desires. The book does treat legal frameworks and institutions. But the main accent falls on the ‘affective foundation of political life’ (3), the emotional bonds that hold communities together. Hammer’s is not a political history of Roman institutions nor a study of the legal and economic frameworks which established political institutions and sustained political authority. Still less is it an intellectual history of narrowly political concepts. Instead, he focuses on ways in which affective bonds were strengthened or perverted in Roman society, and the ways in which desire was organized to promote or corrupt communal living. This leads him to place tradition, memory, social values and virtues, and friendship, kinship, and love, rather than laws, institutions, and finances, at the heart of his political account. This is a significant contribution. It allows the Romans to emerge from the philosophical categories of Greek political thought by taking seriously the effects on their thought of the fragmented violence, the significant power shifts, and the associated sense of

cultural loss as traditional practices, virtues, and institutions were reshaped in the transition from Republic to Empire.

A commonly recurring theme across the individual studies is that the dangers and fragmentation of Roman social experience from the late Republic into the early Empire disrupted and perverted emotional bonds that made political consensus and individual and communal political identity possible. Hammer then argues that this social disruption generated distinctive attempts by different Roman thinkers to make renewed sense of their political experience by attempting in different ways to order desire, or explain the crucial need to direct individual and communal desires to shared goals. This is worked out over studies of authors often studied as part of the political canon as well as less obvious candidates. The cumulative result (if somewhat more implied than made explicit), is an impressive demonstration of the coherence, the range, and the ongoing significance of Roman political reflection.

It is impossible to capture the detail of Hammer's rich case studies of individual authors in a brief review; what follows, then, is inevitably impressionistic and partial. Hammer's Cicero does not aim towards utopias. Instead, we are given a politics where time matters, for experiencing political events, memorializing them, and reflecting on the traditions that give shape to present experience of political community. This aligns with a culturally-embedded view of justice, reason, and morality. Power differentials, class considerations, economic wealth, and material goods, are thus given more weight in Cicero's thought than in a classical Stoicism that discounts what is not up to us, and gives primacy to natural reason and law. Hammer's discussion of *potestas*, *auctoritas*, and *libertas*, and his tying of these different expressions of power both to economic metaphors of ownership and property and to modern debates about positive or negative liberty characteristically mediates between culturally situated accounts of Roman thought and modern problems (though here I missed engagement with Skinner on Republican liberty).

If Cicero hopes that memory of the *mos maiorum* can help provide shared reasons and values for political community, Lucretius replaces such cultural construction with a common physical understanding grounded in nature and the senses. For Hammer, it is not so much that politics is a false way to ensure ἀταραξία. Rather, law and politics are moved into the realm of nature to remove fear. So political metaphors for nature themselves do intellectual work by performing the naturalization of politics. In this move, two traditional arguments are in tension: the *mos maiorum*, the guarantor of virtues, is criticized on the basis that it leads to inappropriate attachment to material things. This allows Lucretius, in Hammer's view, to offer a politics of resistance by emphasizing the dangers of excessive attachment to the transient, anxiety-inducing world of material existence. Yet Hammer cannot see how Lucretius' politics can be constructive. Perhaps further investigation

of Lucretius on friendship could help here, as might a richer view of hope. The Garden may be a hoped for political transformation, but in Hammer's view, such hope is insufficient, since it does not include anticipation of impossible futures, living with imperfection, or political compromise. Yet the political power of hope may lie precisely in its refusal to give up on projects that seem impossible to actualize.

With Sallust, we return to a more positive evaluation of tradition. Sallust thinks that tradition is required for the proper ordering of individual and communal desires, which otherwise degenerate into chaotic individual preferences. Sallust thus places desire at the heart of politics: how to make the desire for power constructive rather than destructive is his central political problem (a quest Augustine will consider vain given very different anthropologies). The training of character virtues is much more than individual self-formation; it has political significance as the moderation of inappropriate passions. Memory has the political function of maintaining traditional shared experience; it anchors language in communally-accepted meanings, and thus resists political expediency and instrumentality. But memory can be dangerous when an idealized past interprets the present and thus gives poor grounds for action, or when the exempla it sustains amplify *gloria* to the extent that it turns to *ambitio*. Finally, history itself is deeply political, in that it transmits responsible accounts of, and *exempla* from, tradition, it maintains communally accepted meanings as they come under pressure from inappropriately ordered and directed desires.

Memory is again central for Virgil (*Musa, mihi causas memora* Aen. 1,8). In Virgil's politics one cannot merely read the future from the past: Aeneas is driven forward to a new land, dislocated physically from his origins, his own imperfect and unperfected life stands as an icon for the unfinished and imperfect compromises of Roman politics. Memory, like Aeneas, is dislocated in order to form new futures. But it is never left behind. Memory in Virgil is not eradicated in the removal of personal concerns on the way to the perfect life of the sage (as it might be for Stoics), but rather is a means of humanization. Virgil prioritizes particular affective relationships which strengthen memory and thus sustain sociality, most famously in the virtue of *pietas*. Virgil is clear about ways in which memory can be violent. Conversely, Hammer is eloquent on ways in which violence can traumatize memory. Again, Roman political thought is presented as foregrounding affect and dealing with the messiness of real communal experience.

Hammer's treatment of Livy again emphasizes ways in which affect shapes political ideas and practices and is bound up with memory. His discussion of monuments as sites of embodied memory, potentially constructive of shared political meaning, but contested to the point of disintegration at times of political crisis (think of the practice of *damnatio memoriae*) is especially

illuminating. In Hammer's hands, Livy's history identifies ways in which elites and masses compete to construct political meaning and memory. The *mores maiorum* are contested partly because Rome has multiple origins, and so can be constructed by different actors for different ends. This chapter includes brief discussion of several key episodes in Livy's history, with the accent falling on how emotions shape history: desire and fear in the Rape of Lucretia leads to political change; show trials transform individual feelings into shared political experience and action. Throughout, desire plays a key role in community formation. Livy's history of emotions has present and political significance as political and psychological therapy, in a move that echoes Sallust's view of the ethical significance of historiography. Tacitus too will claim that historiography can be therapeutic and that it has political significance in healing the emotions and preserving memory that provides a secure ground for self-formation, institutions, the exercise of the virtues, and political community. One common theme in Roman political thought is that responsible historiography is crucial for healthy politics.

We may take Seneca and Marcus Aurelius together, given Stoic influences (though each chapter has its distinctive contribution: for Seneca including informative discussions of jurisdiction, *οἰκείωσις*, and the *apocolocyntosis*; for Aurelius investigation of justice and love related to nature, masculinity and virtue, and contemplation). For both, Hammer sees political power in accounts of interiority. His Seneca emphasizes the need for a coherent self (and points to ways in which despotic politics leads to madness) if political judgement is to be rational, and if jurisdiction is to be properly maintained. In arguments which also resonate with those of Tacitus, Seneca argues that the arbitrary will of the emperor, and his increase in jurisdiction, undermines connections between law and nature, politics and the self, and thus threatens the rule of law. The connection between coherent self and political order is perhaps also Hammer's strongest contribution in the chapter on Marcus Aurelius. Rather than seeing interiority and contemplation as escapes from politics, in Hammer's view the emperor's contemplation is needed to properly orient him in the real world: paradoxically, without a cosmic view, individuals and politics itself are impotent.

Hammer's Tacitus is presented as offering a political psychology which goes far beyond a concern with individual character, since it examines the 'transformations in collective perceptions, emotions, moods, preferences, motivations, and calculations that serve as the impetus for political action' (323). The focus in the chapter is on the psychology of tyranny, a world without agreed markers for grounding action, as all are dependent on arbitrary power. Hammer points out that for Tacitus, despotism is terrifying precisely inasmuch as it is institutionalized and formalized. I would have liked further analysis of this tension: terror works both through arbitrary and conventional

power, as Seneca also recognizes in his examination of the effects of imperial power on jurisdiction. Law becomes both stronger and more centralized, yet also more dependent on a single individual under the empire. Revealing this entanglement between near absolute individual power and the power of institutions could be seen as a key contribution of Roman political thinking.

Hammer concludes by jumping forward to Augustine, read as both a culmination and an important departure from the Roman intellectual tradition. Sin casts Augustine back into the real world of memory, desire, habit formation, violence, imperfect institutions, and corruption. It foregrounds desire. But it also means that politics cannot be the solution: God, rather than human schemes and constructs, makes endurance in political community possible. Augustine is the most philosophically and theologically complex of the thinkers treated in the book, and the chapter can only scratch the surface of key points: about 10 pages are allocated to Augustine on language, grace, trinity, *caritas*, the transformation of desire, and the human condition. This means that the theological foundations of his politics can only be gestured towards, but the chapter does a good job of setting out the main elements a fuller treatment would require. Since the Augustinian human is sinful, politics is not the rule of reason, but the direction and organization of desires. Desire directed merely towards material things will always overflow into sinful attachment to what is not ultimate. The goal must be instead peace, obedience, reason, and desire directed towards enjoyment of God. Augustine's account of desire (built on his theology and anthropology) allows him to critique spectacles as the institutionalization of the enjoyment of suffering, and to explain tyranny as the passion for dominating. He sees *libertas*, *imperium*, and *gloria* as potential goods, but the will of humans is inappropriately limited, so *libertas* threatens to become license, responsible *imperium* over-reaches itself in tyranny, and *gloria* can be shameful servitude to the lust for *imperium*. Politics becomes confession, because it recognizes its own limitation, inadequacy, and provisionality, given the nature of post-lapsarian individuals and communities. The chapter concludes by relating Augustine to realist traditions, and considering other models.

I trust these partial sketches are sufficient to demonstrate that the individual studies are all illuminating. They each expand what counts as political in the thinking of the author they focus on, and so helpfully shift debates that often revolve around a limited range of questions in the scholarship (e.g. Tacitus and Republicanism, Aurelius and political withdrawal; Augustine and political realism). I missed a synthetic chapter to draw themes together, relate individual thinkers to each other in detail, and identify distinctively Roman contributions. The final chapter is perhaps best to this end, as Augustine is read as the culmination of a tradition of Roman thinking, emphasizing that politics cannot be systematized, the desire is destructive of community, and

that institutions fail. It is perhaps perverse to criticize a 555 page tome for being too short, but I would have welcomed additional synthetic argument. As it stands, a few pages of the introductory chapter and the last few of the final one are left to carry a good deal of the overall argument.

Perhaps because of this abbreviation, I wondered about some synthetic claims. Throughout, there are attempts to distinguish Roman from Greek political thought, part of the overall aim to rehabilitate distinctively Roman politics. We hear that Romans emphasize affect over Greek rationality, Greeks dream of utopias, whereas Romans are bound up in the experience of a fallen world, Greeks would withdraw from the world in ascetic isolation, whereas Romans are embedded in community, Romans know the tragedy of political failure and abuse of power, whereas Greeks idealize particular power structures. Autochthonous Greeks have a home to return to, whereas immigrant Romans are homeless, always on the way to an unreachable resting place. Roman politics knows the reality of violence and so aims for peace, and values *libertas* particularly strongly given the experience of its loss. These contrasts work as first order approximations, especially if Greek political thought is limited to the philosophical claims of a Plato or an Aristotle. Yet all are open to serious question. Think of Aristotle's claim that humans only go to war for the sake of peace, the construction of Greek freedom precisely in a rhetorical contrast with the age of tyrants, the ambiguity of the *νόστος* of Homeric heroes, who return only to a changed homeland. Think too of the Sophistic emphasis on the dangers of political rhetoric, Aristotle's perceptive writings on political ethics, emotion, rhetoric, and habits, or the devastating critique of political desire in Thucydides. Perhaps one further value of Hammer's work may be to prompt studies of Greek political thought that go beyond philosophical political theory, and thereby do for Greek historians, poets, and orators what Hammer has achieved across different Roman genres. A further expansion could be incorporating more thoroughly the political thought of Latin Christian writers. Hammer's chapter on Augustine does grapple with some of the Christian contours of his political thinking, while writing the bishop into a wider Roman narrative in illuminating ways. Closer attention to political theology in the period, including in thinkers such as Tertullian, Jerome, Ambrose, and Ambrosiaster, would expand the view of what counts as Roman political thought.

The book is certainly substantial: the 73 pages of bibliography and 40 page *index locorum* point to the magnitude of Hammer's task. The subject index, however, is barely 7 pages, and could usefully have been expanded to enable readers to chart connections between the studies of individual authors. In so weighty a work, some technical errors are to be expected. But the (few) typographical errors and the occasional missing bibliographic citation do not seriously affect the text's readability and utility. Overall, this is an excellent

volume which promises to set the agenda for studies of Roman politics and society for some time.

Michael Champion, Institute for Religion and Critical Inquiry, Australian Catholic University
michael.champion@acu.edu.au

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Heike Bottler: *Pseudo-Plutarch und Stobaios. Eine synoptische Untersuchung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014 (Hypomnemata 198). 552 S. EUR 100.00. ISBN 9783525253052.

In her book, a revised version of her 2012 doctoral dissertation, Heike Bottler (henceforth ‘B.’) sets out to reexamine the currently more or less accepted reconstruction of Aëtius’ *Placita* (1st cent. AD). This leads B. straight into one of the very thorny fields in the scholarship on Greek philosophy, which may require a brief and simplified sketch before the proper review of B.’s book: H. Diels argued in *Doxographi Graeci*, published in 1879, that the close similarities – in content, arrangement, and phrasing – between considerable sections of two preserved doxographical works, Ps.-Plutarch’s *Placita philosophorum* (2nd cent. AD) and Stobaeus’ *Ἐκλογαί* (5th cent. AD), are best explained by assuming that they rely on a common source, that this source is Aëtius’ *Placita*, and that the text of this lost work can be reconstructed on the basis of Ps.-Plutarch and Stobaeus along with other complementary textual witnesses. Diels also developed further theses about Aëtius’ immediate and more distant sources, about additional sources of Stobaeus (in particular Arius Didymus), and eventually about the role of Aëtius in the transmission of pre-Socratic philosophy. Diels’ views about Aëtius and his reconstruction of the text of Aëtius’ *Placita*¹ were quickly accepted. In *Aëtiana*, whose first volume was published in 1997 with volumes 2 (in two parts) and 3 to follow in 2009, J. Mansfeld and D.T. Runia reexamined Diels’ evidence, arguments, and conclusions and generally confirmed his results, albeit with modifications.²

In her ‘synoptic study’ (cf. the book’s subtitle) of Ps.-Plutarch’s *Placita philosophorum* and Stobaeus’ *Ἐκλογαί*, B. thoroughly revisits the two texts on which the reconstructions of Aëtius have been based. In Part One, the book’s important introduction (15–55), B. devotes the first two sections to Diels’ *Doxographi Graeci* and Mansfeld/Runia’s *Aëtiana*. She emphasizes that many points in both these works are uncertain and speculative and that Aëtius and his *Placita* are ‘constructs’ deserving to be reexamined (15 and 21) rather than secured facts. In the introduction’s third section, B. partly calls into question two tenets that are fundamental to today’s common understanding of Aëtius, namely, that Ps.-Plutarch and Stobaeus independently used Aëtius as a source and that reliable criteria allow us to identify which sections in Stobaeus derive from a different source, Arius Didymus, and therefore cannot be attributed to Aëtius.

1 Diels, *Doxographi Graeci*, 269–444.

2 See, e.g., Mansfeld/Runia, *Aëtiana* 1.73–84 (esp. 81) and *Aëtiana* 1.327–329 or compare Diels, *Doxographi Graeci* 73–75 and Mansfeld/Runia, *Aëtiana* 1.245–249.

In section four of the introduction, B. brings into play the many other complementary textual witnesses that are also valuable in determining the text of Ps.-Plutarch's and Stobaeus' common source. Some of them have independently used that same source as well (Theodoretus and Nemesius), others have directly used either Ps.-Plutarch (Eusebius, Ps.-Galen, Qoṣṭā ibn Lūqā, Ps.-Justin, Cyrillus, Lydus, and the Antinoopolis Papyrus) or Stobaeus (Photius), others represent parallel transmissions altogether (Achilles, Doxographi Pasquali, Isidorus of Pelusium), and some texts' relationships with Aëtius cannot be safely determined (Athenagoras, Philon of Alexandria, Hermeias, Irenaeus). Here B. concisely discusses many different scenarios of textual congruence or divergence among these authors and explains what each scenario means for the attempt to constitute the text of Aëtius' *Placita* or, as she prefers to call it, of the "PS *Placita*" (i.e., the hypothetical source of Ps.-Plutarch and Stobaeus; 13). In section five, B. gives an account of textual witnesses that have either been 'newly' discovered ("Neuentdeckung") or whose status as a textual witness has been 'newly' assessed ("Neubewertung"). But 'newly' here oddly only means more recent than the publication of *Doxographi Graeci* in 1879. Therefore, this entire section is heavily indebted to Mansfeld/Runia. Occasionally, however, B. points out where the textual evidence's difficulties and inconsistencies have in her opinion not been sufficiently acknowledged by her predecessors. In section six of the introduction, B. contends that textual contamination between Ps.-Plutarch and Stobaeus and the circulation of both texts in different versions are more serious obstacles for the reconstruction of the common source of both authors than Mansfeld/Runia admit.

Following these long and important preliminary remarks, B. outlines in the introduction's last section (50–55) the methods and goals of her study. She declares that she is not interested in a general reevaluation of Diels' and/or Mansfeld/Runia's overall doxographical reconstructions. Instead she will more narrowly focus mainly on the texts of Ps.-Plutarch's *Placita philosophorum* and Stobaeus' Ἐκλογαί, and more specifically on those parts and sections where Ps.-Plutarch and Stobaeus share common material ("der gemeinsame Grundstock"; 50–51). Furthermore, B. announces that she will limit her analyses only to the first two of the five books of Ps.-Plutarch, along with their analogous passages in Stobaeus, because this is where both texts most strongly correspond (54 with n. 203) – which is true, even though Ps.-Plutarch's books three and four share much more material with Stobaeus than B. is suggesting here.³

B. aims to achieve three goals (50–53): 1) to give the reader guidance what to make of instances where the texts of Ps.-Plutarch and Stobaeus differ; 2) to produce a more nuanced account of Ps.-Plutarch's and Stobaeus' individual authorial traits and to reexamine the criteria proposed by her predecessors

3 Cf. Diels, *Doxographi Graeci* esp. 364–374, 382, 386–394, 404–408.

by which we may identify material stemming from Arius Didymus; and 3) to rekindle the discussion about the textual dependence or independence of the other textual witnesses, especially Theodoretus, because these texts, too, contain elements that do not sit well with the currently established – or as B. calls it, ‘canonized’ (53) – reconstructions proposed by Diels and Mansfeld/Runia.

In the book’s bulky Part Two (“II. Untersuchung”, 56–492) B. executes the program developed in the Introduction. Proceeding lemma by lemma – “lemmata” in this context are the smallest units of meaning in Ps.-Plutarch and Stobaeus (headers, individual sentences, occasional short passages) – B. subjects the material to a systematic and relentlessly detailed examination. Each lemma is treated in the same fashion and presented in a well thought-out ‘synoptic’ layout that is very convenient for the reader but must have been incredibly cumbersome to produce for B. For each new lemma, the reader is provided with a wealth of heterogeneous information: in the center of each section are, juxtaposed in two columns (following Diels’ example in *Doxographi Graeci*), the Greek lemmata as they occur in Ps.-Plutarch and in Stobaeus along with B.’s German translations; elements that occur only in one of the two authors are printed in bold, whereas elements that are present in both authors but betray differences are underlined with dotted lines; occasionally, additional text-critical information is also integrated into the columns. These central text columns are preceded by German translations of other text witnesses relevant for the lemma in question, which are presented in the order of decreasing closeness to the Ps.-Plutarchian and Stobaeian base texts. The two text columns are followed, whenever the material requires it, with content analyses and/or structural analyses, which are visually marked by a smaller font. Next, B. describes in a formulaic one-line summary for each lemma which text witnesses are congruent and which differ. Many of these brief formulas are then followed by a thorough review and long discussion of how this evidence has been discussed by earlier philologists, most notably by Diels and Mansfeld/Runia, who are ever-present in B.’s discussions and footnotes.

In the relatively short Part Three (“III. Abschließende Betrachtung”; 493–516), B. draws some general conclusions from her preceding explorations. These concluding remarks concern textual incongruences and continuities in Ps.-Plutarch and Stobaeus, the working and citation methods of both authors, and the relationships of dependence and independence among the various text witnesses. B. ends her study with a final remark (“IV. Schlussbemerkung”; 516–517), appendices (519–528), the bibliography (529–539), and indices (540–552).

B.’s book has several strengths. While the difficulties of attempting to reconstruct Aëtius have of course always been known (“There can be no doubt

that Aëtius is a [sic] extremely shadowy figure”),⁴ B. still deserves praise for having produced, with great patience and perseverance, a carefully designed study that will always warn readers, especially those not already familiar with this topic, not to mistake constructs and theses, even if they are reasonably plausible, for indisputable facts. B. is unrelenting in pointing out details in the complicated textual evidence that are not as easily reconcilable with Diels’ and/or Mansfeld/Runia’s reconstructions as one might initially be inclined to think. There is no doubt that this book will be of great value for textual specialists working on Aëtius, but also for anyone working on Ps.-Plutarch’s *Placita philosophorum* or Stobaeus’ Ἐκλογαί. One can only admire the hard work that B. has devoted in her synoptic examination to an extremely detailed presentation and discussion of difficult and sometimes unsolvable textual problems.

This study, however, also has a number of serious limitations that must be mentioned, the author’s merits notwithstanding. The book is written in a way that makes its reading much more difficult than necessary. At the beginning of new sections, B. regularly jumps right into the discussion of details without first giving the reader sufficient indication as to what point she next intends to establish. B.’s writing style feels forced and unnatural, and sentences are repeatedly difficult to understand, especially when B. tries to explain or argue complex matters, as her topic often requires. In some passages, the use of abbreviations and sigla in the main text is excessive and, while convenient for the author, cumbersome for the reader. As a result of all this, many sentences and paragraphs must be read twice or more before one sees with clarity what points exactly are being established and how the discussion is progressing.

In addition, there is a fundamental methodological problem with the texts that B. studies. As she herself points out (52–53), the source texts she investigates have been very imperfectly transmitted and edited. This is partly an unavoidable result of the textual fluidity of doxography and compilatory writings in general. But it means that B. is forced to base her close synoptic analyses on works whose textual constitution is not firm and reliable. This evidently restricts from the start what is achievable in a project whose substance lies precisely in the close study and comparison of textual details. It is also puzzling why B. does not use the conventional citation systems for Ps.-Plutarch’s *Placita philosophorum* and Stobaeus’ Ἐκλογαί. It is thus difficult in the case of Ps.-Plutarch and nearly impossible in the case of Stobaeus directly to check B.’s observations and discussions against the editions of Ps.-Plutarch by Mau (1971) and Lachenaud (1993) and of Stobaeus by Wachsmuth (1884), editions which B. herself continually consults.

4 Mansfeld/Runia, *Aëtiana* 1.319. See also Mansfeld/Runia’s review in *Aëtiana* 1.1–63 of the discussions surrounding the Aëtius hypothesis already prior to Diels.

One must instead always use Diels' text of Aëtius in *Doxographi Graeci* as an intermediary guide or concordance. This is surprising for a study whose explicit goal (54) is to go back to the preserved ancient source texts themselves and not base itself on Diels' reconstruction. Another reason, it must be added, why it is advisable to check B.'s findings is that inconsistencies and typing errors are disturbingly frequent, and occasionally B. seems to have become tangled up with the complicated principles that govern the presentation of her material.⁵

Finally, it is a missed opportunity that B., who has made herself an expert not only on doxography in general but even on such special facets as the working methods and presentational strategies of Ps.-Plutarch and Stobaeus (see esp. 500–509), has no interest in issues outside the narrow realm of strictly textual questions. She neither contributes to nor takes serious note of the recently blooming discussions of literary and cultural aspects of doxography and related branches of ancient technical literature. The book's framing first and third parts would have greatly profited from even a brief engagement with works like M. Asper, *Griechische Wissenschaftstexte* (2008), M. Horster/C. Reitz (eds.), *Condensing Texts – Condensed Texts* (2010), or G. Reydam-Schils (ed.), *Thinking Through Excerpts: Studies on Stobaeus* (2011); none of these titles even appear in B.'s bibliography.

What remains? Despite these points of criticism, B. must be greatly commended for the immense labor she has put into conducting a close and outstandingly detailed textual study. Her book will be of supreme interest for anyone wishing to reexamine the current reconstructions of Aëtius' *Placita*. In addition, scholars investigating Ps.-Plutarch's or Stobaeus' literary technique or working methods will find very useful information in B.'s book.

Markus Dubischar, Easton, PA
dubischm@lafayette.edu

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

5 For instance, p. 36: “auf die” should be deleted; on p. 40 the main text speaks of “*Isagoge*” and “Arat”, but footnote 132 of “*Eisagoge*” and “Aratos”; in the same footnote “sind” should be “ist”; p. 42: “sein Wert” should be “ihr Wert” because reference is to “DP”, which stands for “*Doxographi Pasquali*” [p. 42, line 1], which appears as “*Doxographica Pasquali*” in the list of abbreviations on p. 13; p. 50: the cross reference to “Kap. I.6.2.6” is wrong and should perhaps be to “Kap. I.5.2.6”; p. 52: the cross reference to “Kap. I.4.2” should be to “Kap. I.3.2”. Or from a later part of the book, p. 304: “sich frage” should be “sich fragen”; p. 305: “in secundo loco” should be “in secundo loco”.